

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 12

Dezember 1930

Jahrgang VII

WEIHNACHTS-GEDICHTE

VON ANGELUS SILESIUS (1624–1677)

**Psyche ist voller Freuden in Betrachtung der
großen Güter, die Seine Geburt mit sich bringet**

Das neugeborne Kindelein,
Das allerliebste Jesulein,
Will unser treuer Heiland sein,
Und uns befrein von aller Pein;
Tönt und klingt,
Jauchzt und singt,
Seid voller Freuden,
Denn es end't sich unser Leiden.

Es will uns reißen aus dem Spott,
Aus aller Krankheit, Angst und Not,
Erretten von dem ewgen Tod,
Versöhnen mit dem höchsten Gott;
Tönt und klingt,
Jauchzt und singt,
Seid voller Freuden,
Denn es end't sich unser Leiden.

Es bringt uns alle Seligkeit,
Die Gott, sein Vater, hat bereit';
Es tränkt uns schon in dieser Zeit
Mit seines Herzens Süßigkeit;
Tönt und klingt,
Jauchzt und singt,
Seid voller Freuden,
Denn es end't sich unser Leiden.

Es will uns wie die Englein ziern
Und in sein Himmelreich einführen,
Daß wir mit ihm solln triumphiern
Und unaufhörlich jubiliern;
Tönt und klingt,
Jauchzt und singt,
Seid voller Freuden,
Denn es end't sich unser Leiden.

Die innerliche Geburt Gottes

Ach Freude! Gott wird Mensch und ist auch schon geboren!
Wo da? In mir: er hat zur Mutter mich erkoren.
Wie gehet es dann zu? Maria ist die Seel',
Das Krippelein mein Herz, der Leib, der ist die Höhl',
Die neu' Gerechtigkeit sind Windeln und sind Binden,
Der Joseph Gottesfurcht, die Kräfte des Gemüts
Sind Engel, die sich freu'n, die Klarheit ist ihr Blitz,
Die keuschen Sinne sind die Hirten, die ihn finden.

Der Jusuff kimmt

Ein Weihnachtslied aus der Kantate: Das schlesische Jahr

(Text: Ernst Schenke)

Gemächlich

Musik: Karl Sczuka

mf

Chor:
Hurch, der a-le Ju-suff kimmt! Plitsch, platsch. Ju, doas is a

ganz be-stimmt. Plitsch, platsch. Hurch, jitzt kimmt ar rein - ge - tra - ta: O ihr Kin - der, jitz heest's ba - tal

Jusuff:
Plitsch, plitsch, platsch! Ihr ver-puch-ta Ran-ga ihr! Plitsch platsch, jitz-und hull ich euch a - vür! Plitsch, platsch!
derb

Dra-scha werd euch mei-ne Rut - te, doasß euch werd ganz kom'sch zu Mut - te, plitsch, plitsch, platsch. Kind:
A-ler Ju-suff,
p ruhiger, zart

Jusuff: Kind: Jusuff: Kind:
 ich bin kleen. Plitsch, plitsch. Und mei Herz-la doas is reen. Plitsch, plitsch. Brauchst nich deine Rut - te schwinga, ich will ba-ta

Jusuff: Jusuff:
 und will sin - ga. Plitsch, plitsch, plitsch! Du ge - fallst mer klee - ne Maus! Plitsch, plitsch, Drum schiet iech menn Sack jitz aus,

Plitsch, plitsch. Äp - pel, Nüs - se, Pfaf - fer - ku - cha, woas de willst, doas konnst der su - cha.

Chor:
 Plitsch, plitsch, plitsch. Lie - ber, a - ler Ju - suff, du, plitsch, plitsch. Kumm ock uf - te noch a - su. Plitsch, plitsch.

Tau - send Dank ferr dei - ne Goa - ba, wenn de jitz mußt wet - ter tro - ba, plitsch, plitsch, plitsch.

SCHLESISIEN 1830—1930

STUDIE VON DR. EMIL MAXIS

Die sozialen und kulturellen Verhältnisse, die vor hundert Jahren in Schlesien herrschten, sind wohl der Mühe wert, ein wenig beleuchtet und mit denen der Gegenwart verglichen zu werden. Ist der Unterschied zwischen einst und heut wirklich so groß?

Schlesien, ein Grenzland, keilförmig zwischen slawische Völker geschoben, hat niemals das Glück anderer deutscher Landschaften geteilt, sich in ungestörter Ruhe seiner Entwicklung widmen zu können. Auch im Jahre 1830 nicht. Der Revolutionsfunke ist von Frankreich und Spanien nach Polen hinübergesprungen, ein gefährlicher Brand lodert auf. Die Ereignisse in Warschau überstürzen sich. Überall im Lande bilden sich Legionen und haben nicht übel Lust, in Deutschland einzufallen. Da gilt es, die schlesischen Grenzen zu schützen. In Eile wird das gesamte sechste Armeekorps mobilisiert und gegen Polen aufgestellt. Alle Reserven und auch die Landwehr ziehen mit. Aber von einer Begeisterung ist nichts zu spüren, kein Barde greift in die Saiten zu brausendem Kriegsgesang. Sind nicht erst siebzehn Jahre verstrichen seit der denkwürdigen Erhebung von 1813?

Tumulte und Unruhen, wie sie im Gefolge politisch hochgespannter Zeiten sich einzustellen pflegen, blieben im Revolutionsjahr 1830 dem gemütlichen Schlesien ebenfalls nicht erspart. Am bekanntesten von ihnen ist die Breslauer Schneiderrevolte. Großer Steuerdruck und Arbeitslosigkeit waren die Veranlassung. Es war keine Heldentat der Schneidergesellen und Lehrlinge, dieser Sturm gegen die Schaufenster. Wer weiß, was sie in ihrem tollkühnen Mut noch weiter angerichtet hätten, wenn sie nicht von den Zimmerleuten, die sie mitzutun aufgefordert hatten, so jämmerlich mit den Winkelmaßen verhauen worden wären. Diese Abfuhr kühlte aber ihren Mut nicht völlig. Durch allerhand lichtscheue Elemente verstärkt, lärmten sie in den Gassen. Unter ungeheurem Tumult wurden verschiedene Läden geplündert. Militär und Polizei griffen sehr spät ein. Wie es heißt, wollte man erst alle Aufrührer in die Falle locken, um sie mit einem Schlage auszuheben. Das geschah denn auch so gründlich, daß die Ruhe sofort wieder einkehrte.

Der Pfahlbürger, damals noch der „gemeine Mann“ genannt, hatte genug von Krieg und Kampf. Er baute lieber seinen Kohl im engen Bereich, guckte abends nach dem Wetter und las, wenn die knappen Geldverhältnisse es gestatteten, beim Schein der Öllampe seine Zeitung. Ach, die lieben Zeitungen von damals! Es ist unendlich reizvoll, in ihnen zu blättern. Ich denke hier an die zwei Vertreterinnen in der Hauptstadt, die gegenüber den winzigen Provinzblättchen, so weit sie überhaupt schon bestanden, einen ungeheuren Fortschritt darstellen. Wie boten sich die „Privilegierte Schlesische Zeitung“ und die „Breslauer Zeitung von Staats- und anderen gelehrten Sachen“ dem Leser dar? Kindertaschentuchformat, 4—6 Seiten Umfang, steif und trocken der Inhalt. Die Nachrichten sind oft 14 Tage alt. Müssen wir nicht lächeln, wenn wir z. B. am 2. November eine Nachricht aus Madrid vom 14. Oktober lesen, wonach es „scheint, daß der König den Entschluß gefaßt habe, den Spaniern eine Charte (Verfassung) zu geben?“

Die Inserate sind nüchterne Mitteilungen, ohne jede Absicht zu locken. Keine Spur einer Schlagzeile. Ganz zufällig gerät mir, da ich dies niederschreibe, eine unserer vornehmsten Zeitschriften der Gegenwart zur Hand. Ich schlage den Anzeigenteil auf: Einfache Zeilen, ohne den geringsten Willen zur Aufdringlichkeit. Der Inhalt soll sprechen.

Das schlesische Theaterleben jener Zeit wird durch das Breslauer Stadttheater verkörpert. Das Theatergebäude stand an der Ecke Ohlauer- und Taschenstraße, auf dem Platz der „Kalten Asche“, des ersten Breslauer Theaters. Von Langhans erbaut, stellte es ein ganz brauchbares Theater dar. Nur mußte man eine fürchterliche Enge und gelegentliche Pfützen, die sich bei Regenwetter im Parterre bildeten, geduldig in Kauf nehmen. Maximilian Schlesinger, der Chronist des Breslauer Theaters, weiß aus dem Jahre 1830 nichts besonderes zu berichten, einige Neuaufführungen, wie Heinrich Laubes „Adolf, König von Schweden“, „Der Sammethandschuh“ von Frau Birch-Pfeiffer, ferner zwei starke Erfolge, Raimunds „Alpenkönig und Menschenfreund“ und Aubers Oper „Fra Diavolo“. Aber wie sah es mit dem Theater in Wirklichkeit aus? Ein anonymer Kritiker schwingt in einer Flugschrift seine „Fackeln zur Beleuchtung des Breslauischen Theaters, wie es jetzt ist.“ Was er uns darin verrät, ist wenig tröstlich und fordert ungewollt zu Vergleichen mit der Gegenwart auf. Die Direktion muß für die Existenz des Theaters wacker kämpfen und künstlerische Absichten dem Geschmack des Publikums opfern, um die Kassen zu füllen. Das Zugstück feiert seine Triumphe. Mit den Künstlern scheint es nicht zum besten gestanden zu haben. Wenigstens geht unser Anonymus mit ihnen streng ins Gericht. Empfiehlt ihnen Selbsterkenntnis, Einsicht und Begeisterung, die zum Ziele führen, wenn man „nicht gänzlich verwahrlost“ ist.

Unzweifelhaft trägt die Zeit das Kennzeichen geistiger Stagnation. Es ist die „goldene“ Biedermeierzeit, die eintönige, schwunglose. Rühmliche Erwähnung verdient jedoch die „Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur“, die bereits seit siebenundzwanzig Jahren besteht und mit ihren nahezu 600 Mitgliedern eine reiche Tätigkeit entfaltet, ferner die „Schlesischen Provinzialblätter“, die als einzige schlesische Zeitschrift mit einem hohen Niveau schon seit langen Jahrzehnten die heimatlichen Belange vertreten. Der Vollständigkeit wegen soll ferner berichtet werden, daß Holtei im Jahre 1830 seine „Schlesischen Gedichte“ erscheinen ließ, die ihm den dichterischen Nachruhm bis in die Gegenwart sicherten.

Auch das wirtschaftliche Leben zeigt — ein magerer Trost für die Gegenwart — bedenkliche Lähmung. Lehrreichen Aufschluß gibt uns hierüber der Inseratenteil der genannten Zeitungen. Im kleinsten Ausmaß werden die bescheidensten Bedarfsartikel des täglichen Lebens angeboten. Die Möglichkeit, da und dort einen Lampenschirm oder gar einen eisernen Ofen kaufen zu können, bedeutet geradezu eine Sensation. Nur eine Ware spreizt sich recht breit im Anzeigenteil, der Tabak. Fast pomphaft wirken die Ankündigungen von der Ankunft eines Postens „Varinas“ mit anschließender langatmiger Aufklärung über seine Vortrefflichkeit. Und wer sich auf das Rauchen nicht recht versteht, der kann durch ein Lehrbuch in die Geheimnisse dieser Kunst eingeweiht werden.

Ausgeklügelte Unternehmungen suchen vereinzelt der Wirtschaft auf die Beine zu helfen. So wird im Liegnitzer Bezirk der Seidenbau gepflegt. Man hat dort 40 000 Stück Maulbeerbäume in Heckenform gezogen. Die Seidenkokons werden ausgeführt. Eine einzige „Seidenfabrik“,



**Am
Forstmeister-Homburg-
Weg bei Wölfelsgrund**

Lichtbild von R. Fernholz

wohl nur aus Liebhaberei betrieben, befindet sich auf dem Schulgrundstück in Sägen bei Strehlen.

Die Preise für Lebensmittel sind, gemessen an den heutigen, nicht eben unterschiedlich, wenn man den gesamten Lebensstandard zum Vergleich heranzieht. Das Pfund Rind- oder Schweinefleisch kostet drei, der Kalbsbraten zweieinhalb Silbergroschen.

Wie stand es sonst um die Lebensführung des Bürgertums? Darüber gibt uns die Breslauer Wochenschrift „Der Hausfreund“ Aufklärung. Seit ihrem Bestehen huldigt sie dem Grundsatz gutgesinnter Leute, „es sei in unseren Zeiten weder recht noch klug, allen Freuden zu entsagen.“ Welcher Art jene Freuden waren, erfahren wir abermals aus dem Inseratenteil der Zeitungen. Ein paar Pfannkuchen, aber nicht früher als zum Silvester, eine „echt venezianische Larve“ (Gesichtsmaske) für den Mummenschanz der Fastnacht, eine Tasse Warmbier in der „Goldenen Krone“ zum Preise von sechs Pfennig.

Die „gute alte Zeit“. Sie ist ein beliebtes Requisite bei unserer Vorstellung von der Vergangenheit. War sie wirklich gut? War sie lebenswerter als die Gegenwart? Der Leser möge entscheiden.

EIN GEMÄLDE HANS DÜRERS IN Breslau

VON DR. PAUL KNÖTEL

An der nördlichen Chorwand der Barbarakirche in Breslau hängt ein vor zwölf Jahren erneuertes Tafelgemälde in modernem Rahmen, das sich durch seinen Bildinhalt als Hauptteil eines ehemaligen Epitaphs erweist (Bild 1). In der Mittelachse schwebt wenig über dem Erdboden, auf einem Halbmond stehend, die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben innerhalb einer auf dem Goldgrunde eingepreßten Strahlenglorie, während über ihrem Haupte zwei Engel eine Krone halten. Zu beiden Seiten Marias, nur in halber Größe, stehen die Apostel Petrus, Paulus und Thomas und die hl. Jungfrauen Barbara und Katharina mit ihren in der spätmittelalterlichen Kunst gebräuchlichen Abzeichen. Auf der typischen Männerseite zur Rechten der Hauptgestalten kniet der Verstorbene in roter Schaube mit Kappe, hinter ihm seine beiden Söhne; das Gegenstück bilden auf der anderen Seite seine Gemahlin Katharina und vor ihr die beiden Töchter, die bei Herstellung des Bildes noch unverheiratet waren, da sie frei herabhängendes Haar tragen. Endlich erblicken wir zwischen dem Ehepaar dessen Wappenschilde.

Unter dem Gemälde hängt heut eine Holztafel mit einem Mariengebete. Ehemals befand sie sich darüber und unten ein aus sieben lateinischen Distichen bestehendes Gedicht, das uns der bekannte Ezechiel aufbewahrt hat. Es beginnt:

Vir gravis et constans Nicolaus Lindener, artis Egregius medice Doctor honoris fuit,
Qui multorum hominum succis foelicibus egram Vitam de mortis faucibus eripuit.

Durch Ezechiel, der auch noch Lindeners Grabplatte in der Barbarakirche gesehen und deren Inschrift abgeschrieben hat, erfahren wir, daß der Arzt am 8. Juni 1511 gestorben war. Auch später noch preist ihn die Silesia togata als einen Meister seiner Kunst. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auf Grund des lateinischen Gedichtes auf seinem Epitaph annehmen, daß er humanistischen Kreisen nahestand. Aus dem Wappen seiner Gemahlin erkennen wir, daß sie aus der Schweidnitzer Familie der Sachenkirche stammte, die in diesem Orte urkundlich schon 1323 nachweisbar ist.

Wir besitzen in Breslau, ganz abgesehen von Altären aus dieser Zeit, noch eine ziemlich große Zahl von Epitaphiumsbildern aus den Jahrzehnten vor und nach 1500, und ein eingehendes Studium, das bisher noch aussteht, dürfte daraus wohl noch eine Anzahl wenn auch namenlos bleibender Meister feststellen können. Unter diesen Malern steht der Schöpfer unseres Epitaphs ganz vereinzelt da; in Breslau ist er sonst nicht nachweisbar. Dagegen befindet



1. Maria mit Kind und Stifterfamilie
Tafelbild in der Breslauer Barbarakirche

sich in der Jakobipfarrkirche in Neisse ein Gemälde, bei dessen Anblick wir sofort an unseren Meister denken müssen (Bild 2). Auch hier eine schwebende hl. Jungfrau, die allerdings auf Wolken steht und von Engelsköpfen umgeben ist, und unter ihr, auch nur halb so groß, im Halbkreise gruppiert, die 14 Nothelfer. Leider hat eine moderne Erneuerung, besonders bei der Jungfrau, den ursprünglichen Charakter stark verwischt. Der Vergleich braucht aber nicht bei diesen vielleicht rein äußerlichen Ähnlichkeiten stehen zu bleiben. Beiden Bildern gemeinsam ist die Vorliebe ihrer Schöpfer für Brokat- und Sammetgewänder sowie dunkelgrüne Stoffe, ferner auch die nachlässige Behandlung der Hände. Wenn auf unserem Breslauer Gemälde bei den meisten Gestalten die nach oben zurückweichende Stirn auffällt, so finden wir dasselbe in Neisse bei dem hl. Christoforus und Georg, sowie bei den Jungfrauen Barbara und Katharina, die sich ihrer Darstellung in Breslau als nahe verwandt ergeben. In starkem Gegensatz zu den Nebengestalten steht auf beiden Gemälden die hl. Jungfrau, wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß auf dem Neisser Bilde gerade ihr Gesicht bei der Erneuerung stark verändert sein muß. Die Neisser Maria ist eine fast genaue Nachbildung eines Kupferstiches von Albrecht

**2. Maria mit Kind u. Heiligen
Neisse, Jakobipfarrkirche**



Dürer aus dem Jahre 1516 (Abbild. Klassiker der Kunst, 4. Bd., 4. Aufl. Dürer, S. 157 und Der Oberschlesier, 10. Jahrg. Juni 1928). Kupferstiche sind Blätter, die leicht dahin und dorthin fliegen und in einer Zeit, wo es noch kein geistiges Urheberrecht gab, nachgebildet werden konnten. Hier aber liegt der Fall etwas anders: Eine Entlehnung ist es ja auch, aber der sie vornahm, war ein Bruder des großen Nürnbergers, nämlich der Maler Hans Dürer. Das ergibt sich aus der Beschriftung des Gewandes des hl. Dionysius (der Bischof in der Mitte, der seinen abgeschlagenen Kopf in den Händen trägt) mit H. D. 1524. Auch die hl. Jungfrau des Breslauer Gemäldes geht auf einen Kupferstich Albrechts zurück, und zwar vom Jahre 1508 (Abbild. Klassiker der Kunst, 4. Bd., 4. Aufl. Dürer S. 134). Nur darin ist der Kopist — und zwar zum Vorteile — davon abgewichen, daß er die Krone vom Haupte fortgenommen hat und von Engeln über ihm halten läßt. Auch in ihnen erkennen wir Einwirkungen von Schöpfungen Albrecht Dürers. Ich weise zum Vergleich nur auf den Engel hin, der über den apokalyptischen Reitern schwebt, sowie besonders auf den vorderen Engel der Gregorsmesse von 1511. Nehmen wir zu dieser doppelten Anlehnung oder Entlehnung die schon geschilderten Ähnlichkeiten

des Breslauer und Neisser Gemäldes hinzu, so ergibt sich, daß wir es auch bei ersterem mit einem Werke Hans Dürers zu tun haben.

Er war 1490 in Nürnberg geboren und lernte in der Werkstatt seines Bruders. Nachweislich wurde er von diesem bei Herstellung des Hellerschen Altars in Frankfurt a. M., bei der Ehrenpforte Maximilians und dem in Besançon befindlichen Stücke des Gebetbuches des Kaisers beschäftigt und erscheint 1529 in Krakau als Hofmaler des Königs Sigismund von Polen. Im Jahre 1538 oder kurz vorher muß er gestorben sein. Über seine Tätigkeit und seine Tätigkeit zwischen 1515 und 1529 wissen wir nur soviel, daß er eben 1524 das Neißer Werk schuf. Der hl. Hieronymus von 1526 im Krakauer Nationalmuseum, der besonders von Einwirkungen der Donauschule auf ihn spräche, wird ihm neuerdings aberkannt und es somit unbestimmt gelassen, ob er damals schon in der polnischen Krönungsstadt war. Damit entfiel dann auch meine Annahme, daß unser Neisser Bild aus der Krakauer Werkstatt des Hans zu uns gekommen sein könnte (Dürer in Oberschlesien in „Der Oberschlesier“, 10. Jahrg. Juni 1928, S. 304). Sollte es nicht vielleicht in Breslau entstanden sein? Dafür spräche das Breslauer Gemälde. Jedenfalls ist es nach 1515, wo er noch in Nürnberg arbeitete, und vor 1524 entstanden. Das Antlitz Lindeners ist sicher Bildnis, dagegen wirken die Gesichter der übrigen Familienmitglieder durchaus schematisch; das der Katharina Lindnerin läßt sie als Zwillingschwester ihrer hinter ihr stehenden Namenspatronin erscheinen. Gerade dieser Umstand spricht dafür, daß das Bild nicht gleich nach dem Tode des Arztes gemalt wurde, sondern erst später, wobei allerdings dem Künstler ein Bildnis des Arztes vorgelegen haben muß. Für einen Nürnberger lag der Weg nach Polen über Breslau am bequemsten, hier konnte er auch eine Menge Landsleute, die an der Oder sesshaft geworden waren, begrüßen, und so ist es wohl nicht zu gewagt, einen in der Zeit allerdings unbestimmbaren Aufenthalt Hans Dürers in der schlesischen Hauptstadt anzunehmen, der sich vielleicht bis 1524 und später ausgedehnt haben könnte.

Der Malerinnung kann er jedoch als Meister oder Gesell nicht angehört haben, wie sich aus dem Buche von Alwin Schultz über diese ergibt. Vielleicht aber bestanden Beziehungen zum Bischofe, bis 1520 Johann Turzo, der ja selbst im Besitze eines Marienbildes von Albrecht Dürer war und mit Nürnberg mannigfache Beziehungen hatte. Damit würde sich auch erklären, daß die ehemalige Kollegiatkirche in der fürstbischöflichen Hauptstadt Neisse im Besitze des Nothelferbildes von Hans Dürer ist.

Dieser steht im Schatten seines großen Bruders. Ob es je gelingen wird, sein Werk aus hypothetischen und zum Teil widersprochenen Zuschreibungen zu voller Klarheit zu bringen und seine künstlerische Persönlichkeit fest zu umgrenzen, läßt sich heut noch nicht sagen, erscheint aber doch sehr zweifelhaft. Jedenfalls aber zeigt er sich fremden Einflüssen sehr zugänglich, und wenn die Zuschreibung eines hl. Georg in der Krakauer Domschatzkammer richtig ist (G. R. v. Kieszkowski im Jahrb. d. Kunsthist. Institut d. K. K. Centralkommiss. f. Denkmalpflege, 6. Bd. 1912, S. 99ff.), so hat er nicht nur bei seinem Bruder wie in unseren schlesischen Fällen, sondern auch bei anderen, hier bei Hans Burgkmair, direkte Entlehnungen gemacht.

SCHWEFELBANDE

ERZÄHLUNG VON PAUL BARSCH

Nachfolgend veröffentlichen wir die jüngste Schöpfung des anlässlich seines 70. Geburtstages viel gefeierten Dichters.

Zerflattertem Traumgewebe gleicht mein Erinnern an die Schrecknisse einer von Brandglut erleuchteten Winternacht und der ihr folgenden Tage.

Im zwölften Sommer meines Daseins genas ich von langer Krankheit, und meine Augen heilten vom Ausfluß, so daß ich wieder in die Welt schauen und sie neu entdecken konnte. Danach im Spätherbst meinten die Eltern, daß ich kräftig genug sei für eine Wanderung zur Muhme Wichura und zu deren Verwandten. Sogleich hielt ich's für ratsam, mich ohne Stöhnen und Gesichterschneiden jedem Arbeitsgebot zu fügen und nicht mehr über Müdigkeit zu klagen. Heimlich sang und sprang ich, geschüttelt vom Fieber freudhafter Ungeduld. Jedes Zusammensein mit meinem Freunde August Wichura und seinem Vetter Reinhold Jäschke galt mir als ein Fest ohnegleichen. August besaß Karten, und ich konnte mich nicht bändigen vor Verlangen, wieder einmal mit ihm Sechsendsechzig zu spielen. Viel heftiger noch, nur in anderer Weise, fühlte ich mich zu Reinhold gedrängt. Der war größer als ich und gab sich mit Knirpsen meiner Sorte nicht mehr ab. Mich aber hielt er für klug, weil mir seine Gedichte gefielen.

Ach, Reinholds Gedichte! Er hatte mir welche hergesagt, als er zur Kirmes bei uns war. Eins auf den Schuladjuvanten, weil der ihm aus dem Mühlgraben die schönsten Krebse wegfing, eins auf den Kirchvater Kunze, der ihn wegen Herumguckens in der Kirche gebackpfeift hatte, und eins auf einen Pferdeknecht, der ihm eine Pistole klaute und bald darauf die Strafe Gottes erfuhr, indem er sich aus Versehen einen Finger abschoß. Ich konnte ja auch Versel machen, und meine reimten sich ebenfalls, doch im Vergleich zu den seinen waren sie schlecht und ohne Verstand. Manchmal im Übermut und glückseligen Torkel meint' ich, besser dichten zu können als Reinhold, aber jedesmal, wenn ich im Zuge war, kam der Kopfschmerz und neues Kranksein. Ich konnte dann Reinhold nicht leiden. Nun aber, da ich ihn wiedersehen sollte, wußt' ich, daß es um ihn etwas Besonderes, etwas ganz Herrliches war, und ich brannte vor Stolz darüber, daß er mich gern hatte.

Sonnabends nach dem Mittagessen wollten wir losziehen, bei Onkel und Muhme Wichura über Nacht bleiben und andern Tags beizeiten heimgehn. Onkel und Muhme waren mit uns nicht verwandt, wir waren nur immer gewöhnt, sie so zu nennen. Sie waren mit meiner Mutter von lange her bekannt. Bisweilen hört ich sagen, sie hätten viel Geld. Die Mutter mußte wegen der Michaelizinsen hin. Die waren noch nicht bezahlt, und mich nahm sie mit, weil sie hoffte, ein Paar Hosen oder eine Jacke zu bekommen, die für August zu eng und zu schlecht geworden, für mich aber passend und gut genug waren.

Ich sprang und lärmte vor Ungeduld, aber die Mutter kam von der Arbeit nicht fort. Als wir endlich zum Dorfe hinaustrabten und schon den Wiesenfußsteig erreicht hatten, blieb die Mutter plötzlich stehen und sagte, daß wir bei solchem Wetter nicht auf den Feldwegen gehen könnten. Wir drehten um und liefen auf Ackerrainen und in Furchen der Fahrstraße zu. Die Mutter wies auf schwarzes Gewölk über unsern Köpfen und auf die Schneeflocken,

die im Winde stoben, und sie redete klagend von einem weiten Umweg, den wir jetzt machen müßten. Je weiter wir kamen, desto wütiger fauchte der Wind und desto mehr Schnee trieb er uns ins Gesicht. Wir mußten krumm gehen und dicht beisammenbleiben, damit er uns nicht hinwerfen konnte. Die Mutter stand viel Angst um mich aus, und nach jeder Katzensprungweite griff sie nach mir, ob ich auch warm genug verpackt sei. „'s ies äbenst doch nischt Genaues mit dir!“ hört ich sie seufzen.

Wir gerieten ins Abenddunkel, und immer noch hielt ich das Fortkämpfen durch Sturmgebläs und Schneewehen für endlos. Meine Gedanken flogen voraus und zerwarfen sich dabei mit dem lieben Gott, weil er das innigste Begehren meines Lebens, mich mit den Armen vogelgleich in die Lüfte schwingen zu können, auch diesmal unerfüllt ließ. Mit den Füßen ging's so langsam, daß ich die Wut kriegte. Schuld daran war die Mutter. Ich konnte schon längst bei August und seinen Spielkarten sein, wenn sie nicht mit dem Stubekehren und mit dem Vieh die Zeit vertrödelt hätte. Wir wären dann über die Felder gelaufen und schon vor dem bösen Wetter dort gewesen. Gar nicht fror mich und gar nicht müde war ich, ihr zum Possen aber tat ich so, als müßt ich unterwegs sterben. Das sollte die Strafe sein. Sie fiennte laut, und ich heulte, — heulte zuletzt aus Mitleid für sie und ließ doch nicht ab, sie bis aufs Blut zu quälen.

Lebendig erreichten wir Hof und Haus von Muhme Wichura. Auf der Ofenbank saß ich. Es war mir so sonderbar drehnig, und ich entsann mich dunkel, daß mich zuletzt die Mutter huckepack getragen hatte. Still war ich geworden, sie aber fiennte noch immer. Alle Sachen streifte sie mir vom Leibe, rieb mir die Beine, die Arme und zog mir ein Hemd von August an, das die Tante vorher am Ofen gewärmt hatte. Dann wickelte sie mich in ein Tuch, und ich mußte warten, bis der Kamillenteefertig war.

Die Mutter kniete an meinem Bett und betete. Nachher ging auch sie schlafen. Wir lagen in der Kammer neben der Wohnstube, ich in Onkels, sie in Muhme Wichuras Bett. Sonst immer, wenn ich über Nacht bleiben durfte, schlief ich bei August auf dem Boden.

August! . . . Wo der stecken mochte! Merkwürdig, daß ich erst jetzt an ihn dachte! Am Fußende lag ein heißer Ziegel. Bis zu mir herauf zog die Wärme. Wie schön!

Was war das? . . . Ich hatte mich aus den Kissen emporgereckt und starrte staunend in einen roten Lichtschein. Vom Fenster her kam er. An den Balken der Decke liefen feurige Streifen, und der heilige Franziskus neben der Tür brannte. Nach der Mutter rief ich, so heftig, daß ich mich vor dem eigenen Geschrei entsetzte. Da sie mich nicht hörte, sprang ich an ihr Bett. Sie lag nicht mehr drin.

Mein Schreck verwandelte sich in starres Verwundern. Der heilige Franziskus brannte nicht mehr. Das Glitzern des Glases verriet mir, daß er noch an der Wand hing, von den Flammen jedoch, die ich soeben darüberschlagen gesehen, ließ sich kein Funke, kein Glimmen mehr entdecken.

Mit einem Male stockte mir der Atem. Etwas grinste mich an — ein Gespenst mit gelben Augen — dort aus dem Winkel beim Schrank. Es wollte nach mir fassen, und während ich vor ihm davon lief und in die Wohnstube rannte, durchzuckte mich gräßlich die Vermutung, daß die Mutter von ihm verschleppt und vielleicht gar abgemurkst worden sei. Hinter mir

drein kams gesaut. Seine Krallen fühlt ich und den kalten Tod im Nacken. Wie der Wind fegten wir zur Stube hinaus in den Flur, und ich wußte bestimmt, daß es mich an der Haustür erwischen werde. Wie ich auch brüllte — kein Mensch kam. Die Haustür war nicht verriegelt, und ich schlug sie hinter mir zu.

Feuer! . . . Drüben bei Stuschkes brannte die Scheune und mit ihr der ganze Himmel. Das Feuerhorn tutete, die Sturmglocke läutete, und viele Menschen liefen an mir vorbei in Stuschkes Garten. Ich stand zappelnd, mit den Füßen trippelnd und schrecklich frierend bei der Kastanie am Hoftor, sah stier in das Bild aus roter, steil aufwärts rasender Lohe, gelblichem Qualm und rennenden schwarzen Gestalten, lauschte dem Leutegeschrei und dachte, daß wir jetzt gleich alle sterben müßten. Eine Frau schrie, das wäre seit der Kirmeß schon das vierte Feuer. Andere schimpften kreischend auf die Hexe und die Schwefelmänner. Alle sieben müßten ins Feuer geschmissen werden.

Bis Neujahr wolle die Hexe mit dem ganzen Dorfe fertig sein, verkündete ein Mann, der einen Löschkübel trug. „War klug ies, reißt aus!“

Ich wollte klug sein, und so riß ich aus. Hände fingen mich auf und hoben mich hoch. Über der Schulter eines Mannes hing ich. Wem der Junge sei? . . . So eine Verrücktheit, barfuß und im Hemd auf die Straße zu laufen! Prügel müßte er kriegen und die Eltern auch!

Auf einmal waren die Mutter, Muhme Wichura und andere Frauen da. Sie entrissen mich dem Manne, jammerten herzerreißend und trugen mich ins Bett. Aus Angst vor ihnen schloß ich die Augen und sprach kein Wort. Sie sollten denken, ich sei erfroren. Wieder rieb mich die Mutter am ganzen Leibe, wieder brachte die Muhme Tee, wieder verpackten sie mich zum Ersticken in Tücher. Ich ließ mir alles gefallen.

Lichter Tag. Ein düsteres Beklommensein löste sich von mir, und neugierig hielt ich Umschau. Als mir einfiel, wo ich mich befand, und als ich an August und Reinhold dachte, durchfuhr mich ein freudiger Schauer. Im Ofen knisterte Scheitholz, in den Heiligenbildern an den Wänden glitzerte die Sonne.

Leise machte die Mutter die Tür auf und steckte den Kopf herein. Nun kam sie herzugespungen und beugte sich über mich. In heller Lust schlang ich die Arme um ihren Nacken und bat sie, mir rasch die Kleider zu geben. Sie sagte, daß ich liegen bleiben müsse, weil ich noch krank sei. Die Füße wollte sie mir frisch mit Leinwand und Salbe verbinden, sie schüttelte die Kissen locker und verhieß mir ein Frühstück, wie es nur Grafenkinder bekämen, Semmel, mit Butter geschmiert, und gezuckerte Milch.

Die Füße — was war mit meinen Füßen geschehen? Sie steckten in dicken Umhüllungen, und wenn ich mit der Hand zu ihnen hinabfuhr, juckten sie wie verbrannt. Auf einmal schüttelte mich die Erinnerung an das feurige Entsetzen in der Nacht, an den glotzügigen Geist, der in der Finsternis nach mir langte.

„Um Goodswillen — Junge! Junge!“ —

Die Mutter hielt mich umklammert, und Muhme Wichura kam herbeigesprungen. Sie waren beide so gut zu mir, daß ich mich nicht mehr fürchtete. Aus Muhmes Reden erfuhr ich, daß Onkel und August bald aus der Kirche kommen würden, und auch, daß meine Füße erfroren seien. Ich müsse so lange dableiben, bis ich wieder richtig laufen könne.

Dableiben? . . . Alles um mich her strahlte in Lichtfreudigkeit. Das Wehtun der Füße kümmerte mich nicht mehr. Still hielt ich, als sie frisch verbunden wurden, und ich wünschte mir, daß sie recht langsam heilen möchten. Von der geschmierten Semmel und der gezuckerten Milch ließ ich nichts übrig. Muhme Wichura und die Mutter lobten mich um die Wette. Beide suchten mir tröstend begreiflich zu machen, daß die Mutter ohne mich heimgehen müsse, weil sie doch den Vater, die Anna, den Karl, auch die Kuh, die Ziegen und die Schweine nicht allein lassen könne.

August war da. Er durfte bei mir in der Kammer bleiben, solange er wollte. Die Spielkarten waren ihm verloren gegangen, und das verdroß mich bitter. Aber er wußte von den feurigen Begebenheiten soviel zu berichten, daß ich des Zuhörens und Fragens nicht satt wurde. Sein Vater hatte das ganze Dorf gerettet. Alle Häuser, vielleicht auch die Kirche und die Schule, wären in der letzten Nacht abgebrannt, wenn er nicht bei Stuschkes auf dem Dach gestanden und dort mit dem Spritzenschlauch die Lohe gelöscht hätte, die von der Scheune her ins Wohnhaus schlug. Er wäre beinah selber verbrannt, und beinah hätte der Wind ihn heruntergefegt. Die Weiber unten heulten vor Angst. Kein Dachdecker und kein Schornsteinfeger hätte so ein Kunststück fertig gebracht. Wäre das Wohnhaus mit den Ställen und dem Schuppen in Brand geraten, so hätte der Wind das Feuer von Scheune zu Scheune, von Haus zu Haus und auch auf unser Dach getrieben. Mir wurde schwindlig, und die Augen fielen mir zu. Der Onkel Joseph stand auf dem Dachfirst und wollte nicht leiden, daß die Flammen das ganze Dorf auffraßen. Ich war sehr schlecht, denn ich hatte immer den Leuten geglaubt, die von ihm sagten, er sei ein alter Tapermichel. Jetzt schüttelten mich die Liebe zu ihm und der Stolz auf ihn wie ein Fieber.

Die Mutter ließ mich schön grüßen. Ich hatte geschlafen, als sie sich auf den Nachhauseweg machte. Neben August stand ein großer Junge, den ich nicht kannte. August sagte Robert zu ihm. Die Muhme kam herein, und ich erschrak, weil sie gar nicht mehr lustig aussah. Sie wollte von Robert wissen, ob das auch wirklich wahr sei mit dem Reinhold. Er sagte, ganz bestimmt sei es wahr. Er wäre selber dabeigewesen, als der Reinhold vom Schulzen und vom Totengräber ins Spritzenhaus gesperrt wurde. Das halbe Dorf hätte zugesehen, und wäre das Tor nicht schnell zugemacht worden, so hätte Schmiedemichel den Reinhold mausetot geschlagen in der Wut. Alle Leute hätten gemeint, was Besseres gäb's nicht für so einen gottverfluchten Hund, für so einen Aaskerl. Der müßte aufs Schmiedefeuër gesetzt und lebendig gebraten werden. Muhme Wichura schrie laut und lief aus der Kammer.

Mir summte der Kopf, so als wären Hummeln darin. Ich konnte sie nicht herauslassen. So wurde ich immer verwirrter und ganz müde. Schwefelholzmänner gab's nicht. Schwindel! Auch keine junge Hexe. Alles Schwindel! . . . Gar kein Schwindel! Es gab einen Schwefelholzmann. Den Reinhold . . . der kommt ins Zuchthaus . . . Quatsch! . . . Dem hacken sie den Kopp ab . . .

Das kam so von fern zu mir her. Ich dachte nach, wie das sein werde mit dem Kopfabhacken. Schmiedemichel, der Totengräber, der Schulze — den Reinhold hielten sie zu dreien fest, und der Fleischer kam mit dem Beile. Aber dann erloschen sie alle.

Ein Gedicht! Plötzlich war ich munter. Ich saß im Bett auf und konnte wieder reden. Robert hielt das Gedicht in der Hand, gab's aber nicht her, obgleich ich bittend mit beiden

Händen danach langte. Beinah wär's weg gewesen, weil August es zerreißen wollte. Er sagte, es wäre Blödsinn, verknuchter, alles erstunken und erlogen. Robert balgte sich mit ihm und schmiß ihn auf mein Bett.

„Au, die Füße! . . . Maria und Joseph!“

Sie erschranken. Meine Füße taten ihnen leid. Robert versprach, das Gedicht für mich abzuschreiben. Das Geschmiere wäre von Reinhold. Darum wüßten die Leute, daß er das Feuer angezündet habe.

Von Reinhold? . . . Mir wackelte was im Kopfe. Ich zwang es krampfhaft, still zu halten, weil ich wissen wollte, was Reinhold gedichtet hatte. Robert las es noch einmal:

Schwefelholzmänner sechse,	Wir gucken durch alle Ritzen,
Dazu die junge Hexe:	Die Schwefelhölzel blitzen.
Wir gehn in der Gespensterstunde —	Wir machen damit ein Feuerlein
Vor uns verkriechen sich alle Hunde.	Für jedes geizige Bäuerlein.
Wir richtigen Gespenster,	Rennt, rennt, rennt!
Wir gucken durch alle Fenster,	Das ganze Dorf verbrennt!

Noch einmal! . . . Er tat mir den Gefallen. Hundertmal hätt ich's hören mögen. Das war großartiger als alle anderen Gesätzeln, die Reinhold gedichtet hatte. Wenn mir so was einfiele! Unheimlich war es, spannend und herrlich!

Den August verstand ich nicht. Was der gegen den Reinhold hatte? Er spuckte übers Bett weg an die Wand. Um ein Haar, und es wäre mir ins Gesicht gegangen. Das Ferkel! Reinhold wäre ein Schwindler, ein ganz gemeiner. Er hätte ihn gern mit einem Scheitholz totgeschlagen. Als ob ein Gedicht wahr sein müßte! Gedichte sind doch immer erfunden! Verstand er's nicht, wie fein das Gedicht war? Er hätte stolz sein müssen. Sie waren doch Geschwisterkinder. Reinhold und er!

Robert war klüger. Der sagte mir, was ich wissen wollte. Reinhold hatte das Gedicht schon im Herbst gemacht. Damals, als er in der Gespensterstunde mit seinen Schwefelhölzeln im Niederdorfe herumgokelte und Kaschubes Backhaus anzündete. Kein Mensch ahnte damals, wer das Gedicht an die Tore der geizigen Bauern geklebt hatte. Beinah hätte Robert keins erwischt, denn die Leute rissen und fetzten es überall herunter. Robert hatte sich seines gut aufgehoben. Diesmal nach dem Feuer bei Stuschkes war Reinhold so vernagelt gewesen, am hellichten Tage mit dem Kleistertöppel und den Papierwischen auf die Gasse zu rennen. Vom Teufel geritten, wie August sagte. Der Teufel mache das so, wenn er's auf einen abgesehen habe. Robert meinte, vorläufig habe es der Schulze auf den Reinhold abgesehen, und der sei schlimmer als der Teufel. Und als der Scharfrichter. August hatte schon einen Scharfrichter gesehen. Der trug am rechten Fuße einen Stiefel, am linken einen Niederschuh. Bei Scharfrichtern muß das so sein. Pogelskis hatten ihn kommen lassen, weil die Kühe keine Milch gaben. Die Kühe waren verhext, und er mußte die Hexe bannen. Im Kuhstall las er aus dem siebenten Buch Mose. Davon kriegte die Hexe ein böses Bein, und da stellte sich's heraus, wer sie war. Fünf Taler hat's gekostet. Viel Geld! Aber beim Köpfen verdient er mehr. Und es geht rascher. Bloß ein Hieb mit dem Beile, da fliegt der Kopf schon ab.

Unter die Zudecke war ich geglitten. Ich preßte sie krampfhaft übers Gesicht und zog die Schultern hoch zum Schutze des Nackens. Robert half mir. Er ließ den Scharfrichter nicht zu mir kommen, und er verjagte die Raupen, die mir über den Leib krochen.

Still! Still! Es war nur Gerede von August. Ich faßte nach dem Halse. Der Kopf saß noch fest. Woher sollte denn der Scharfrichter gekommen sein? So ein Unsinn von mir, zu schreien! Wie gut, daß Robert gedacht hatte, die Füße wären schuld! Die prickelten nur und ich hatte das gerne. Reinhold — der war ein Held. Er war klüger als alle. Er machte nur jedem geizigen Bäuerlein ein Feuerlein . . . Stuschkes waren geizig. Die Feuerlein leuchteten und verglommen — —

Muhme Wichura! . . . Den Tisch rückte sie ans Bett und stellte Teller mit Essen darauf. Gebackne Pflaumen waren dabei. Die aß ich am liebsten. Mittagessen, wenn's bald Abend war! Muhme Wichura hatte mich geweckt. Dreimal schon waren die Klöbel aufgewärmt. Ich wollte sie wegen des heiligen Franziskus fragen. Ob das ein Wunder Gottes sei, wenn er lichterloh brenne und dabei ganz bleibe. Aber sie hörte mich nicht an. Sie sprach von meiner Mutter, und das hätte sie sich sparen können, denn das wußt ich alles selber. Ich fing von Reinholds Gedicht an. Da fuhr sie über mich los, ich solle das Maul halten. Wenn sie den Reinhold in die Mache kriege, wolle sie ihn verdreschen, bis er nicht mehr fortkönnne. Der Kirchhof wäre gesünder für ihn als das Zuchthaus. Ich hatte noch gar nicht gegessen, da räumte sie schon den Tisch ab. Hätte sie mir doch wenigstens die Pflaumen dagelassen!

Ich sann auf Rache. Und auf Raub. Beim Ofen lagen die Bretter mit den frischen Quärgen. Es geschähe ihr schon recht, wenn ich mich dran sattfräße!

Ich besann mich darauf, daß die Muhme vom Zuchthaus gesprochen. Nun erst überraschte mich das. Reinhold wurde nicht geköpft. Sein Blut sollte nicht herumspritzen. Kschschsch! . . . Die Fingernägel kratzten mir den Bauch blutig, wenn ich bloß dran dachte. Gelogen, gelogen! August war ein Lügner. Ich wäre hingerannt und hätte dem Scharfrichter das Beil aus den Händen gerissen. Ich hätte sie alle zerhackt, die Reinhold anrühren wollten.

Aus dem Spritzenhause ins Zuchthaus! Wie es im Zuchthause sein mochte? Ich konnte mir das beim besten Willen nicht denken. Ob dort das Dichten verboten war? Reinhold — und auf den Kirchhof! Nein, er durfte nicht hin. Onkel Joseph hatte das ganze Dorf gerettet, in der Nacht auf Stuschkes Giebel. — Ich mußte Reinhold retten, in der Nacht am Spritzenhause. Ja, ich mußte! Sonst rettete ihn keiner.

Beim Hackklotz im Schuppen lag die Axt. Ich brauchte nur aufzustehen, wenn alle schliefen. — Zum Fenster hinaus und in den Schuppen! — Ich brauchte nur leise, ganz leise wie die Schwefelholzmänner und die junge Hexe, durchs finstre Dorf zu schleichen. — Ich brauchte nur, wenn ich beim Spritzenhause war, das Tor einzuschlagen. Wer mir in die Quere käme, hätte nichts zu lachen. Wenn sie doch bald schlafen gingen! Ich lag auf der Seite, warm und wohlig, träumerisch zu allen Heiligen um Beistand betend.

Horch! . . . Ich fuhr in die Höhe und stierte in stockdunkle Nacht. Draußen redeten und schrien sie. Das hörte sich schrecklich an. Brannte schon wieder eine Scheune? Brannte das ganze Dorf? Plötzlich lag ich auf dem Fußboden.

„Jesses, jesses! Der Anna ihrer!“

Die Anna, das war meine Mutter. Menschen trabten herein. Ob ich den Hals oder sonst was gebrochen hätte? Sie holten die Lampe und sie befummelten mich mit den Händen. Dann hoben sie mich ins Bett, und das tat so schrecklich weh, daß ich ächzte. Was mir fehle, wollten sie wissen. „Nischte!“ gab ich zur Antwort.

„Unkraut vertirbt nicht!“ rief einer. Alle gackerten drauf los.

Muhme Wichura rankerte an meinen Füßen herum und schrie den Leuten zu, sie sollten die Fresse halten und rausgehn. Das half aber nichts. Alle machten Spektakel, sie selber am meisten. Mit mir sei rein der Geier los. Die Anna wäre verrückt. Bei so einem Sauwetter den tälschen Jungen herzuschleifen! Haue müßte sie kriegen.

Sonderbar, daß ich ihr nicht ins Gesicht sprang! Ich war nur zu schwach — zu müde. Muhme Wichura wollte für mich nach einem Hasen reiten. Der feine Herr möge keine gebratenen Klößel und keine Backpflaumen.

„Under men'n Händen muuß er krepieren — der Schulze! — So woahr ich Jäschke heeße!“

Wachrüttelnd fuhr der rasende Ton in mein verdämmerndes Bewußtsein. Ich hielt den Atem an, um bei dem großen Geplärr zu verstehen, was Vetter Jäschke sagte. Er war Reinholds Vater, der Onkel von August. Auch ich war gewohnt, ihn als einen Verwandten zu betrachten. Sie meinten es gut mit meiner Mutter, schon immer, er und Muhme Jäschke. Er wollte den Ochsenziemer mit Salz einreiben. Für den Totengräber und den Schulzen. Die verfluchten Schinderäster! . . . Muhme Jäschke war auch da. Sie schnatterte und fiennte . . . Mir fiel ein, daß ich Reinhold retten mußte. Warum halfen sie mir nicht das Tor vom Spritzenhause einschlagen?

Reinhold? . . . Schliefe ich schon wieder? Hatte Reinhold nicht eben gesprochen? Ich spitzte die Ohren, ich reckte mich auf. Die Zunge nannte seinen Namen.

Da kam er zu meinem Bett, reichte mir die Hand und fragte, wie mir's gehe.

„Ganz gutt!“ Weiter sagten wir nichts, wir sahen einander nur an.

Muhme Wichura schob mich weg und sagte, daß ich ins Pocht gehöre. Ich bat sie inständig, Reinhold bei mir zu lassen. Gar nicht mehr ausstehn konnt' ich sie, und weil sie nicht auf mich hörte, brüllte ich wie am Spieß. Als sie behauptete, daß ich nicht mehr wüßte, was eine Backpfeife wäre, schlug und strampelte ich mit Fäusten und Füßen nach ihr.

Reinhold fuhr zwischen uns. Mir wurde finster vor den Augen. Alle tobten, alle prügeln sich. Mit den Zähnen biß ich ins Bett. Vetter Jäschke trug mich, und Reinhold ging daneben. Die Sterne leuchteten und mich fror.

Muhme Jäschke besorgte mich wie ein kleines Kind. Sie hielt mir auch eine Milchtasse an die Lippen. Ach, das schmeckte! . . .

„Na, du Siebenschläfer, willstest nich mit mer fristicken? Heute gieh ich und such mer en Lehrmeister.“

Verdutzt sah ich mich um. Die Kammer war ganz anders als gestern. Da fiel mein Blick auf Reinhold. Farbige Traumereignisse schwangen noch durch mein Gedächtnis, aber ich wußte, ich war nicht mehr bei Muhme Wichura, und gestern war allerhand Dumpfes und Böses geschehen.

Reinhold erzählte, daß er mein Nachtwächter gewesen sei, auf der Streu am Boden. Ich läge in seinem Bett.

Einen Lehrmeister suchen? Kam er nicht ins Zuchthaus? Hatte Vetter Jäschke das Tor des Spritzenhauses eingeschlagen? Warum ich nicht? Das war doch meine Erfindung! War der Schulze schon tot? . . . Und der andere, der Totengräber? O, mein Rücken! Er tat entsetzlich weh.

Reinhold sagte, meine Mutter würde jetzt einsehen, was Muhme Wichura für eine sei. So eine giftige Hexe! Und August! Das Bähschaf! Es wäre sehr anständig von mir gewesen, daß ich der ihr Getratsche nicht mitgemacht hätte. Seine Eltern möchten mich jetzt noch mal so gerne.

Hexe? Giftige Hexe? Nein — die junge Hexe! Und die Schwefelmänner! Jetzt fiel mir alles ein, worauf ich mich krampfhaft hatte besinnen wollen. Stürmisch verlangte ich von Reinhold das Gedicht. Aber da kam seine Mutter und fiel über mich her. Sie wollte mir Liebes und Gutes antun, doch ich konnte das nicht leiden, und ich plusterte mich auf. Besonders als sie mit Wasser anrückte und mit einem Wischhader mir den ganzen Kopf abrumpelte. Mein Rücken! Bei jeder Bewegung stach mich's, als steckten Messer darin, die wie Plättbolzen glühten. Das war die Stelle, auf die ich beim Herausfallen aus dem Bett geschlagen war. Muhme Jäschke schob die Schuld auf Muhme Wichura. Die hätte nicht aufgepaßt, und die sei nicht wert, daß die Sonne sie bescheine. Und sie waren doch Schwestern!

Die Muhme fütterte mich, dann kam das Verbinden. Endlich ging sie fort. Wenn sie nur nicht wieder hereinkäme! Soviele Pflaster und Bänder und Tücher trug ich am Leibe, daß ich mich nicht rühren konnte. Bloß gut, daß Reinhold seiner Mutter nicht gehorchte! Er war nicht mäuschenstille, wie sie ihn geheißen. Er erinnerte mich an meinen Krieg mit Muhme Wichura und bog sich vor Lachen. Zu schön wäre das gewesen, wie ich ihr über die Schnauze fuhr! Noch schöner, wie sich dann meinewegen die ganze Mischpoche untereinander verwichste. Bis mich sein Vater — haste nich gesehn! — mitsamt dem Bettuch stahl. Ja, sein Vater! Wer den für dumm kaufe! Das Bettuch habe sie schon wieder, die alte Schalaster. Aber ich bliebe jetzt da, bis ich wieder springe wie ein Dachs. Das träfe sich gut. Die Mutter brauche einen Zeitvertreib. Er wäre schon zu Ostern vorm Jahr in die Lehre gegangen, wenn sie ihn nicht am Strickel gehalten hätte. Was habe sie davon? Bloß, daß er sich ans Faulenzen gewöhnte und auf Luderstreiche verfiel, den Geizhälsen im Dorfe Schabernack spielte und ins Spritzenhaus kam. Die Zucht höre jetzt auf. In der Zeitung habe gestanden, daß bei Rosenkranz und Bär in der Stadt eine Stelle frei sei. In der Buchdruckerei. Kriege er sie, so drucke er auch das Gedicht, das er im Spritzenhause gemacht habe. Die Hunde von Bauern, die räudigen, sollten dran verrecken! Also, ich solle mir's gut gehen lassen. Er rutsche schon los. Auf Neisse zu.

Noch nicht losrutschen! Flehend, schreiend beteuerte ich, daß ich sterbe, wenn er mir nicht zuvor das Gedicht aus dem Spritzenhause sage. Die Angst, es könne mir entgehen, ließ mich am Leben verzweifeln. Er hielt mir den Mund zu. Seine Mutter! Ob ich verrückt sei! Schön, er werde mir's sagen, aber erst sei es nötig, daß ich die Geschichte kenne, von der

es handle. Die sei nicht erfunden wie die andere von den Schwefelmännern. Gar nicht! Es sei alles wahr und schrecklich. Das letzte Gesätzeln heiße:

Zum Schulzen wird, das ist bekannt,
Der allergrößte Lump ernannt,
Er sperrt ins Spritzenhaus die Guten
Und haut sie, daß sie wie Schweine bluten.

„Nein! Nicht bloß das letzte! Das Ganze — das Ganze!“

„Pscht! Mucksmäuselstille!“

Schon hielt ich mir den Finger an die Lippe. Still war ich wie in der Kirche. Reinhold erzählte. Wenn's nur nicht so rasch gegangen wäre! Alles wollt ich verstehen, und das Nachdenken hielt mich zu sehr auf. Es machte so müde.

Hexen gab's nicht. Die allerdümmsten Leute dachten, es gäbe welche. Diese Leute wollte Reinhold zum Narren halten. Er machte deshalb das Sprücheln von den Gespenstern und den Gokelmännern. Das ganze Dorf wurde davon blödsinnig. Häuser hat er nicht angezündet. Kein einziges. Das hat der Kiesewetter getan, der Dienstjunge von Stuschkes. Einmal fand Reinhold in der Beinkammer einen Totenkopf. Den trug er dem Schulzen abends auf die Haustürschwelle. Kreuz und die Motten! Was hat's da gegeben! Die Magd mochte nicht länger im Dienste bleiben, die Frau wollte sterben und der alte Gauner ist auf den Pfarrhof gelaufen und hat dem Kaplan seine Sünden gebeichtet. Das war eine richtige Rache. Nämlich: Reinholds Mutter hatte dem Schulzen in der Ernte geholfen. Sie kriegte Korn dafür. Andert-halb Scheffel. Das war im Regen ausgewachsen. Der Müller sagte, es ginge nicht zu mahlen. Nicht mal die Säue hatten's gemocht. Das mit dem Gedicht war bloß Spaß. Die Reichen, die geizig waren, sollten sich ärgern, wenn sie seine Sprücheln an ihre Türen gekleistert fanden. Da dachten sie, die Rindviecher, er hätte die Scheunen angezündet. Der Schulze war feige. Der getraute sich nicht an ihn ran. Zu seinem Glück. Er hätte ihm ein Loch in die Wampe gestoßen. Gegen den Schmied und die andern kam einer alleine nicht auf. Die droschen ihn eben und schmissen ihn ins Spritzenhaus. Dort hat er gedichtet. Sein Vater stand draußen und wollte die ganze Bande totschiessen. Abends brachten sie den Kiesewetter ins Spritzenhaus, der Schulze, der Totengräber, der Schmied, der Stuschke und Stuschkes Knecht. Den Vater ließen sie nicht mit rein. Sie hatten den Riegel vorgeschoben. Der Vater schlug mit den Fäusten und mit den Stiefeln an das Tor. Er kriegte das Tor nicht entzwei. Der Schulze brachte den Ochsenziemer unter der Joppe hervor. Aber nicht für den Kiesewetter, der doch der Anzähler war. Für den Reinhold. Über die Spritzendeichsel drückten sie ihn, so daß die Knochen knackten. Und hieben ihn. Der rote Saft lief an den Beinen herunter. —

Mich selber trafen die Schläge des Ochsenziemers. Mir selber lief das Blut über'n Leib. Ich heulte, ich wand und wälzte mich auf dem Strohsack, rasend, an mir verzweifelnd, weil ich sie nicht umbringen konnte, den Schulzen und alle die schlechten Menschen. Gelbe, rote, blaue Ringe drehten sich vor meinen Augen.

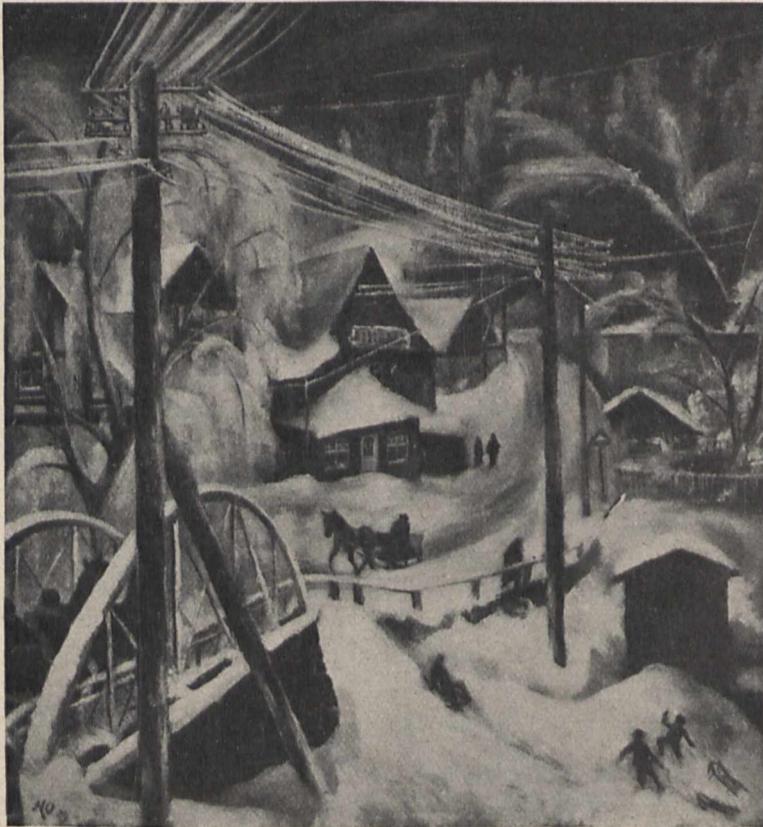
Fieber und Traum. Frauen waren bei mir . . . Auf dem Bauche lag ich und ein Mann grammelte mir auf dem Rücken herum. Der brannte wie Feuer. Ein großes Pflaster war drauf . . . Wir fuhren in einem Wagen . . . Die Mutter hielt die Betten zusammen, in denen

ich steckte. Der Fleischer Peschel saß vorn. Mit dem war ich schon einmal gefahren, ich und ein Kalb. Das hatte mir leid getan, weil er's schlachten wollte . . . Bei den Tassen im Topfschrank lagen Äpfel. Ich mochte keine . . . Der Vater hobelte mit dem Schrubhobel. Durch die Wände hört' ich's . . . Die Sattlerin war da und redete von meinem Begräbnis. Ich werde neben der Thomas Hilde liegen, die auch sehr krank sei.

Ich wurde nicht begraben. Nur noch recht lange liegen muß ich. Das sagte die Mutter. Recht lange! Das freute mich alle Tage. Ich konnte mir die hübschesten Sachen ausdenken. Ein Vogel war ich, der sich die Sterne ganz aus der Nähe besehen konnte, ein König, der alle Schlachten gewann, ein Geist, der die schlechten Schulzen und die geizigen Bauern ängstigte, bis sie gut wurden, ein Held, der auf die Dächer kletterte und mit dem Spritzenschlauch die Dörfer vor dem Feuer rettete. Die meisten Geschichten gingen nicht zu Ende, weil ich drüber einschliefe. Ich mußte jedesmal von vorn anfangen. Manchmal dacht' ich an Muhme Wichura und an die andern schrecklichen Dinge. Aber da kam mirs vor, als wäre das gar nicht gewesen.

Bloß Reinholds Gedicht! Wenn er mir's doch hergesagt hätte! Das aus dem Spritzenhause! Ich marterte meinen Kopf bis zur Besinnungslosigkeit und konnte mir doch keinen Begriff davon machen.

Nie hab ich's gehört. Noch heute, nach sechzig Jahren, zählt es für mich zu den großen Verheißungen meines Lebens, die unerfüllt geblieben sind.



Winter in Schreiberhau

**Gemälde von
Adolf Oberländer**

WAS SAGT MAN VON DEN SCHLESISCHEN MONATSHEFTEN?

Herrmann Stehr:

Die Schlesischen Monatshefte verrichten einen unschätzbaren Dienst am großen deutschen Volkstum und Staat, daß sie die verborgenen Kulturschätze schlesischer Vergangenheit ans Licht heben und ein Sammelbecken des gegenwärtigen geistigen Lebens dieses gefährdeten Deutschland sind.

Reichskunstwart Dr. Redslob:

Ich halte diese Hefte für vorbildlich für eine gesunde u. lebensvolle Heimatspflege.

Berliner Börsenzeitung:

Die Schlesischen Monatshefte sind ein Spiegelbild ernsten schöpferischen Lebens einer Provinz, die als Grenzland kulturell bedroht ist. Außerdem stechen sie wesentlich von den sonstigen Heimats- und Provinzzeitschriften ab, denn sie haben es sich nicht zur Aufgabe gemacht, Mundart zu pflegen, also vom kleinen Gesichtswinkel auszugehen. Der Kulturbund Schlesien, der die Schlesischen Monatshefte herausgibt, hat sich das unbestreitbare Verdienst erworben, mit beschränkten Mitteln ein großzügiges Unternehmen ins Leben gerufen zu haben, das sich der Zeitströmung geschickt anpaßt und so zum Dokument schlesischen Geisteslebens der Gegenwart wird.

Schlesische Schulzeitung:

Die Schlesischen Monatshefte sind immer mehr das führende Heimatblatt für den Schlesier geworden. Der Inhalt ist außerordentlich vielseitig und vielgestaltig, die Form meisterhaft und vorbildlich.

Breslauer Zeitung:

Neben Schlesiern begegnen wir ganz Großen aus dem Reiche des Geistes. Es wird nicht leicht sein, die Schlesischen Monatshefte auf dieser Höhe zu erhalten.

Deutsche Tageszeitung:

Der neue Jahrgang der Schlesischen Monatshefte gibt vollauf denen recht, die die Notwendigkeit dieser Zeitschrift bejahen und Mühe und Arbeit für sie einsetzen. Univ.-Prof. Dr. Landsberger hat in kluger Erkenntnis der Belange der schlesischen Heimat in diesen Blättern bildende Kunst, Musik und Literatur mit wertvollen Einblicken in schlesisches Kunstgewerbe, schlesisches Volkstum und schlesisches Städtewesen vereint, so daß heute die Schlesischen Monatshefte als wertvoller Verkünder der Heimat weit über die Provinz hinaus Geltung haben.

Berliner Tageblatt:

Es ist immer wieder erfreulich zu sehen, mit welcher Energie Schlesien sich für die Erhaltung der deutschen Kultur einsetzt und mit wie gut gewählten Mitteln dort der geistige Kampf geführt wird. So erscheinen jetzt in Breslau die Schlesischen Monatshefte; sie sind inhaltlich wie illustrativ gleich wertvoll. Die vortrefflichen Bildreproduktionen müssen besonders hervorgehoben werden.

Die schlesische Landschaft nach Sturm und Regen

Von Wilhelm Schremmer



1. Das Weberdorf Friedrichshain



2. Überschwemmung an der Oder



3. Die sogenannte Liebesinsel bei Breslau

Keine Landschaft hat nur ein Gesicht. Das Wechselbare zu beobachten, ist nicht nur für den Landschaftsmaler bemerkenswert. Jeder Mensch lebt mit der Landschaft seiner Heimat, die näher und weiter gespannt sein kann, zusammen, auch wenn ihm das nicht bewußt sein sollte. Er wird allmählich ein Stück von ihr selbst, von allen Einflüssen, die auch mit dem Boden zusammenhängen. Der Gebirgsbewohner hat seine besondere Prägung, der Bewohner der Ebene, des Überganglandes ebenso. Diese „Heimat“ wächst allmählich in den Menschen hinein; es begegnen sich die äußeren mit den inneren Einflüssen. Heimat wird und ist seelische Nähe, bei der das Räumliche von dem einzelnen Menschen aufgenommen wird.

Die verschiedenen Gesichte der schlesischen Landschaft werden naturgemäß von den Jahreszeiten, dem Wechsel von Tag und Nacht bestimmt. Es gibt, wie die letzten Naturereignisse in Schlesien zeigen, aber besondere

4. Zerstörter Wald im Eulengebirge



Sämtliche Photos von W. Schremmer

Fälle, die eine Landschaft bestimmen. Das schlesische Gebirge im rasenden Wintersturm vor seinen Augen und den anderen Sinnen zu haben ist etwas anderes, als wenn dieses Gebirge im sanft leuchtenden Frühlingschein liegt, als wenn die Abendsonne des scheidenden Herbsttages durch den Gebirgswald läuft, oder der erste blitzende Sonnenstrahl im Sommer Berge und Täler aus der Dämmerung aufweckt.

Der richtige Wanderer sucht förmlich auch in der schlesischen Landschaft die wechselnden Gesichte. Er wird bewegt halten, wenn der Nebel in den Tälern kocht, die unendliche Ebene sich glitzernd mit ihren Dörfern und Städten in die Ferne verliert. Das Auge bleibt zunächst der Hauptträger unserer Gedanken und Gefühle. Die anderen Sinne stellen mehr Begleitung dar; wir empfinden es so, und die Sprache redet wohl nicht umsonst von Anschauung, von der Tatsache, daß der Mensch etwas noch nicht „erkannt“ hat. Auch das Wort „verstehen“ deutet daraufhin, daß hauptsächlich das Auge auch die Gedankenklarheit bestimmte. Es seien hier aus dem letzten Unwetter, das über Schlesien gerast ist, einige Bilder der schlesischen Landschaft vorgewiesen, die das verschiedene Gesicht offenbaren sollen. Der gewohnte Eindruck ist bekannt, er würde noch deutlicher werden, wenn er im vertrauten Bilde dazu gelegt würde. Das Gegenüber würde das völlig Veränderte hervorheben.

In dem oben wiedergegebenen Bilde hat der Sturm den Wald des Eulengebirges, auf den Höhen Kaschbachs zerfetzt. Das Unwetter der letzten Oktoberwoche hat in vielen schlesischen Bergwäldern fürchterlich gehaust und geschlossene Waldstrecken gelichtet.

Das kleine Weberdörflein Friedrichshain, das nahe dem gezeigten Waldbruche liegt, hat, im Berghange vergraben, den Sturm ohne großen Schaden überstanden, wenn auch die Bäume im Vordergrund ein ungewohntes, fremdartiges Aussehen gewonnen haben. (Bild 1).

Steigen wir hinunter ins Oderland, ist das Hochwasser viel sichtbarer. Es kann nicht so schnell abfließen. (Bild 2).

Selbst die sogenannte Liebesinsel bei Breslau versinkt halb im Wasser. An den Ufern der Oder sind Lieblingsplätze in Stauseen umgewandelt. Sie sind nicht wiederzuerkennen in der Flut der Gewässer, die neue Linien ausprägen. (Bild 3).

Aus diesen veränderlichen Gesichtern der schlesischen Landschaft wird das gewebt, was wir die „unsichtbare“ Landschaft nennen, die seelischen Beziehungen des einzelnen Menschen zur Umgebung, zu Berg und Tal, zum Hügellande und zur Ebene.

Gerade die schlesische Landschaft ist wegen ihrer Mannigfaltigkeit so reizvoll, daß sie auch der Kenner nicht ausschöpft.

Schlesien als Eissportland

Von Georg Hallama

Der Eislauf ist eine der ältesten Leibesübungen, wenigstens in unseren Landen, denn man hat Funde aus der Vorzeit gemacht, auch in der Umgegend von Breslau, aus denen hervorgeht, daß schon in vorhistorischer Zeit die Bewohner des heutigen Schlesiens dem Eislauf allerdings mit sehr primitivem Gerät huldigten. Sie benutzten nämlich Tierknochen, insbesondere die Kinnbacken der Pferde, als Schlittschuhe, und solche knöchernen Schlittschuhe sind allenthalben gefunden worden. Weit verbreitet war der Eislauf bei allen nordischen Völkern, überall dort, wo Seen, Flüsse oder eine Bruchlandschaft die Ausbreitung des Eislaufens von selbst förderten. Zu einem wirklichen Sport ist das Eislaufen aber erst in den letzten Jahrzehnten geworden, denn selbst vor hundert Jahren, als sich führende Männer des Geisteslebens wie Klopstock für den Eislauf begeisterten und ihm Oden widmeten, war an eine wirklich sportliche Betätigung des Eislaufens nicht zu denken. Dafür waren die damaligen Schlittschuhe viel zu wenig geeignet, und man begnügte sich mit dem Schweben auf dem Eise, dem Holländern, wie man das Laufen kleiner angefangener Bogen benennt. Die damalige Zeit kannte auch noch nicht den Sportbegriff. Er ist erst in der Neuzeit aus dem starken Rhythmus der Zeit erstanden und aus dem Drange, durch systematische körperliche Betätigung den Körper so auszubilden wie den Geist. Der Eissport ist eine der ersten Leibesübungen, die sich aus dem bloßen Vergnügen zum Sport entwickelt haben. Amerika und England sind seine Wiege. Aber die methodische Durchbildung hat der Eissport erst in Wien erfahren, und das ist kein Zufall, denn zweifellos ist gerade die wienerische Art außerordentlich geeignet für den Eissport. Zu seiner Betätigung gehört viel Anmut, musikalisches Gefühl, das im Rhythmus des Eislaufens wiedergegeben wird. Andererseits allerdings verlangt der Eissport eine strenge Methodik, von der der Laie keine Ahnung hat, die Beherrschung der Schulfiguren und ihrer Variationen, einer Unzahl von mehr oder minder schweren mathematisch genauen Ausführungen auf dem Eise. Erst wer diese Elemente des Eislaufens, zum mindesten zum größten Teil, beherrscht, ist fähig, im freien Kürlaufen, Paarlaufen und in den schönen Eistänzen zu glänzen.

Neben dem Kunstlaufsport, der die Krone des Eissportes ist, ja mit seinen anmutigen Bewegungen vielleicht die höchste Stelle in den Leibesübungen überhaupt einnimmt, ist die Entwicklung des Eissportes im Schnelllaufen, das die ursprünglichste Art des Sportes war, mitgegangen und dazu haben sich als Eissportarten der neuesten Zeit Eishockey und Eisschießen gesellt. Einem Eisschnellläufer zuzuschauen, ist eine große Freude. Leicht beschwingt wie ein Vogel federt er mit weit ausgreifenden Schritten über die Eisfläche. Eishockey ist der schnellste und infolgedessen interessante Bewegungssport, ein Kampfsport allerersten Ranges.

Eisschießen ist ein unterhaltsames Spiel auf der freien Eisfläche für jedermann, denn dieses Spiel wird ohne Schlittschuh betrieben. Es findet neuerdings rasch Ausbreitung. Leider ist der Eissport abhängig von der Witterung. Allerdings ist in den verschiedenen Ländern dem abgeholfen worden. Städte wie Berlin, München, London, Manchester, Mailand, Paris besitzen Eishäuser, in denen man unabhängig von der Jahreszeit den Eissport betreibt. In Wien, Budapest und Mödling gibt es Freiluftkunsteisbahnen, die im Jahre 100 Eistage im Freien gewährleisten. In diesen Städten hat sich daher der Eissport besonders entwickelt, aber auch, wo man lediglich auf das natürliche Klima angewiesen ist, ist das Eislaufen von jeher Volkssache gewesen, und es ist zu bedauern, daß man in einer Zeit, in der man Stadien, Strandbäder und große Turnhallen baut, nichts für den Eissport tut, der die beste Möglichkeit gibt, in den Wintermonaten jung und alt abzuhärten und ihnen viele Freuden in einer schönen, den Körper durchbildenden Bewegung zu verschaffen.

Immerhin gibt es in Deutschland Gegenden, in denen der Eissport auch ohne Hilfsmittel regelmäßig alle Winter betrieben werden kann. Dazu gehört auch Schlesien bei seiner östlichen Lage auf der Schwelle zum kontinentalen Klima. Unsere Winter sind zwar launisch, aber wir können doch im Durchschnitt mit etwa 30 bis 40 Eislauf Tagen rechnen, zumal dort, wo neben den Natur-eisbahnen Spritzeisbahnen angelegt sind, die nach dem ersten Frost in Betrieb genommen werden können. Leider wird die immerhin gute klimatische Lage Schlesiens für den Eissport zumeist nicht ausgenutzt. Man ist sich hier in Schlesien zum Teil noch nicht bewußt geworden, welche Werte dem Eissport innewohnen. Vielfach betrachtet man das Eislaufen als Vergnügen für Kinder und weiß nicht, daß in den Weltstädten Europas und Amerikas, in den großen internationalen Kurorten, wie Davos, Arosa, die Prominenten des Eiskunstlaufs so gefeiert werden wie andere große Künstler, und daß die Professionells auf diesem Gebiete Einkünfte wie jene haben. Bei uns in Schlesien wird der Eissport kaum 25 Jahre richtig gepflegt, und die Mittel, die den Vereinen dafür zur Verfügung stehen, sind meist recht unzulänglich. Trotzdem hat sich der Eissport in Schlesien so entwickelt, daß die schlesischen Kunstläufer in Deutschland gleich hinter denen Berlins und Münchens rangieren, also den Städten, die durch ihre Eishäuser einen Vorsprung haben, den die Orte und Gegenden nicht einholen können, die lediglich nach ihrem Klima den Eissport pflegen können. Immerhin bietet Schlesien noch viele Möglichkeiten, den Eissport zu entwickeln. Zur Zeit sind die Hauptpflegestätten des Eiskunstlaufes die Städte Breslau, Oppeln, Görlitz, Gleiwitz, Ratibor, und es gesellen sich zu ihnen noch eine Reihe anderer Städte, namentlich in Oberschlesien, wo der Eissport dank der Unterstützung der Regierung bereits vor dem Kriege einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Aber auch die Wintersportorte im Gebirge haben den Eissport in den letzten Jahren aufgenommen. Hier sind es besonders Krummhübel, Schreiberhau und Reinerz, in denen das Eislaufen wirklich sportlich betrieben wird. Wiederholt sind in diesen Orten Schaukunstläufen abgehalten worden, in Krummhübel im letzten Winter die Deutschen Winterkampfspiele, und Krummhübel hat u. a. dafür eine ideale Kampfstätte für Eisschnellaufen auf dem Kleinen Teiche in rund 1200 Meter Höhe errichtet, die die Bewunderung aller Besucher gefunden hat. Diese Eisarena steht einzig in Deutschland da, und es ist nur zu wünschen, daß sie nun auch dauernd erhalten bleibt.



Rückwärts-Auflauf

Meisterschaftspaar von Niederschlesien Frl. Jacob — Herr Hallama

Das Eisschnellaufen ist in Schlesien seit etwa 10 Jahren eingeführt und ebenso lange das Eishockey. Im Eisschnellaufen konnten sich Vertreter des Breslauer Eislaufvereins bereits bei internationalen Wettbewerben gute Plätze holen, allerdings waren es norwegische Studenten, die in Breslau studierten und die aus ihrer Heimat die Schnellauftechnik mitgebracht hatten. Eishockey ist in den letzten Jahren eifrig gepflegt worden, namentlich in Breslau, Görlitz und Krummhübel. Es ist ein schwieriges Spiel; nichtsdestoweniger muß man sich wundern, daß die Jugend sich diesem herrlichen Kampfsport, der in der Raschheit seiner Bewegungen Rasenhockey und Fußball weit hinter sich läßt, nicht mehr zuwendet. Das gleiche gilt übrigens auch für Eisschnellaufen, für das man allerdings weite Bahnen braucht, die nicht überall zu finden sind.

Aber für Eishockey genügt eine Bahn von etwa 50×30 Meter und diese Sportart müßte neben dem Eiskunstlaufen überall betrieben werden und dazu das Eisschießen, das den älteren Semestern, die sich vor einem Falle auf flüchtigem Schlittschuh fürchten, die beste Gelegenheit gibt, im Winter in frischer, gesunder Luft sich bei fröhlichem Spiel zu betätigen. An diesem Spiel kann sich jeder beteiligen. Auch in die Mysterien des Kunstlaufes kann jeder eindringen, wenn er halbwegs geschickt ist. Freilich zur Meisterschaft werden es in diesem schwierigsten aller Sporte nur wenige bringen. Aber schon das einfache Bogenlaufen in Achterform, das Eistanzen, das jeder erlernen kann, bringt große Freude. Es ist daher zu verwundern, daß der Eissport in den meisten Orten Schlesiens überhaupt nicht gepflegt wird, daß man dort nur so eisläuft, wie man es vor fünfzig oder hundert Jahren getan hat.

Schlangenbogen · Auflauf



Frl. Jacob — Herr Hallama

Das ist eine große Rückständigkeit, die dazu führt, daß sich der Erwachsene mehr und mehr vom Eislaufen abwendet zum Schaden der Volksgesundheit.

Fast ganz vernachlässigt wird in Schlesien das Tourenlaufen, also das Laufen auf Seen und Flüssen. Und doch bietet gerade Schlesien viele Möglichkeiten dafür: die Waldseen bei Breslau, die Seen bei Liegnitz, die Seen in Oberschlesien, oft auch die Talsperren geben in guten Wintern großartige Naturbahnen ab, auch manche Flüsse, bei denen allerdings Vorsicht geboten ist, denn überall wo das Wasser fließt, ist das Eis unsicher. Den Eislauf im weitesten Ausmaße ermöglicht der Schlawasee bei Glogau, der 11 Kilometer lang ist und bis zu $3\frac{1}{2}$ Kilometer breit. Warum fährt man nicht zum Wochenende auch im Winter nach Schlawa wie im Sommer? Dort und auch zum Beispiel auf dem Kunitzer See bei Liegnitz kann man schrankenlos über das Eis dahinschweben. Dort kann man auch Eissegeln und mit Eisjachten Geschwindigkeiten erzielen, die über die des Autos gehen. Man sieht, es gibt ungeahnte Möglichkeiten, in Schlesien den Eissport zu betreiben. Insbesondere sollten die Wintersportorte es sich angelegen sein lassen, sämtlich den Eissport zu pflegen. Im Schwarzwald, im Harz, in Oberbayern, in den Alpen geschieht dies längst und die Orte haben sich damit eine weitere große Gemeinde von Sportlern herangezogen. Der Eissport wird dort zur klingenden Münze und nicht nur dort, sondern in allen großen Eissportzentren, wo regelmäßig Wettbewerbe ersten Ranges in den verschiedenen Eissportarten abgehalten werden. Schlesien, das nach seinem Klima von Natur aus ein Eissportland sein könnte, sollte alles tun, um zu einem solchen zu werden.

Das erste Breslauer Postamt?

Eine Entgegnung von Heinrich Wendt, Direktor des Bresl. Stadtarchivs

Die im Novemberhefte enthaltene Plauderei über das im Rathause befindliche „erste Postamt“ Alt-Breslaus und die links vom Haupteingange des Rathauses stehende Sandsteinfigur des „ersten Breslauer Postboten“ beruht leider zum Teil auf Mißverständnissen.

Erstens stellt das Steinbild mit Stab und Tasche nicht einen Postboten dar, sondern einen Gerichtsboten; die Botentasche enthielt also nur Briefe ganz besonderer, für den Empfänger oft unliebsamer Art, modern gesprochen: meist gerichtliche Vorladungen und Erkenntnisse. Der Bote überbrachte sie im Namen des Stadtvogts, des obersten städtischen Gerichts- und Polizeibeamten, der namentlich die Beschlüsse des Stadtgerichts, der Stadtschöffen auszuführen hatte. Das besagt auch die, allerdings schwer lesbare Umschrift: „Ich bin ein foyt (Vogts-) knecht; wer nicht recht tut, den fure (führe) ich vor recht (Gericht)“. (Vergl. Alw. Schultz: Das Rathaus zu Breslau, Seite 2, wo allerdings hinter „nicht“ das Wort „recht“ ausgelassen ist.) Diese Figur versinnbildlicht das normale gerichtliche Verfahren, während ihr Gegenbild rechts, „des Vogts geharnischter Mann“, drohend kündet, wie bei Widersetzlichkeit des Geladenen und Verurteilten Zwangsvorführung und Zwangsvollstreckung mit Waffengewalt eintraten. Beide Steinbilder sind also, wie die Staupe Säule und anderwärts die Rolandssäulen, Wahrzeichen der städtischen Gerichts- und Polizeigewalt; aber mit dem Postwesen haben sie nichts zu tun.

Sodann hat der Verfasser, der in diesem Falle durch einen 1873 erschienenen Aufsatz von Julius Neugebauer (Rübezahl, Schlesische Provinzialblätter Band 12, Seite 548 ff.) irreführt worden ist, übersehen, daß das Wort nuntius (= Bote) in älteren Quellen verschiedenes bedeuten kann. Heute dient zwar die Post gleichmäßig ebenso öffentlichen, amtlichen Interessen von Staats- und Stadtbehörden wie dem Bedarf des einzelnen. Wenn aber im Mittelalter der Breslauer Rat Briefboten aussandte, so besorgten diese fast nur den Verkehr der Stadtgemeinde, des Rats mit auswärtigen Fürsten, Edelleuten und Städten. Dieser Verkehr war damals, als wenigstens die größeren Städte in der Politik, im Kriegswesen, in der Rechtspflege und vielem anderen eine weitgehende Selbständigkeit gegenüber dem Staate besaßen, ungleich vielseitiger und im Verhältnis zum Gesamtverkehr umfangreicher als heute im modernen Staate. Hierdurch und durch die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des mittelalterlichen Reisens erklären sich die nach dem damaligen Geldwerte außerordentlich großen Ausgaben der mittelalterlichen Städte für ihr öffentlichen, amtlichen Zwecken dienendes Botenwesen. Die Größe dieser Ausgaben zeigt sich besonders deutlich in den wertvollen Veröffentlichungen Richard Jechts aus den in beneidenswerter Vollständigkeit erhaltenen Görlitzer Ratsrechnungen in Band 3 und 4 des Codex diplomaticus Lusatiae superioris. Aber auch die Breslauer Ratsrechnungen von 1387 und 1468 (Codex diplomaticus Silesiae III 133, Scriptorum rerum Silesiacarum III 273) zeigen verhältnismäßig sehr große Ausgaben für berittene Boten und Fußboten, die, wie gesagt, fast nur städtische, amtliche Schriftstücke beförderten. Nur in Ausnahmefällen werden sie wohl auch bei Gelegenheit Sendungen für Ratsherren oder andere prominente Personen mitbefördert haben.

Der private, namentlich kaufmännische Briefverkehr war selbst in einer so bedeutenden Handelsstadt wie Breslau im Verhältnis zur Gegenwart verschwindend klein, weil der größte

Teil des mittelalterlichen Groß- und Fernhandels persönlich durch karawanenartige Handelszüge der Kaufleute selbst oder ihrer Vertreter nach fremden Städten erledigt wurde, wobei man ja auch Briefe für andere befreundete Kaufleute mitnehmen konnte. So erklärt es sich, daß in Breslau wie anderwärts während des Mittelalters der private Briefverkehr weder vom Rate noch, soweit wir unterrichtet sind, von der hieran am meisten interessierten kaufmännischen Standesvertretung, der sogen. „Kaufmannschaft“, organisiert war. Es blieb den einzelnen Kaufleuten überlassen, sich mit andern zu gemeinsamer Briefbeförderung entweder im Anschluß an die erwähnten Handelszüge oder durch Entsendung eines besonderen Boten zu vereinigen.

Das Bedürfnis einer Regelung des privaten, besonders kaufmännischen Botenwesens durch den Rat zeigte sich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Damals waren die Handelsreisen der Breslauer Kaufleute im Vergleich zum Mittelalter seltener geworden, der Briefverkehr war gestiegen; deshalb brauchten die Kaufleute mehr Briefboten als früher. Nun gab es aber damals infolge einer allgemein auftretenden starken Geldentwertung, wie anderwärts so auch in Breslau vielfache Lohnstreitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, also auch zwischen Kaufleuten und Briefboten, denen eine allgemeine Lohnordnung von 1549 (Stadtbibliothek Yn 786, Blatt 6b) nicht abzuhelpen vermochte. Deshalb schritt der Rat schließlich auf Drängen der Kaufmannschaft durch die vom Verfasser besprochene Botenordnung von 1573 (Stadtbibliothek Yo 35,1) zur Einrichtung eines durch den Rat geregelten und ständig überwachten städtischen Botenwesens. Erst seitdem kann in Breslau von städtischen, später staatlichen Postämtern und Postboten die Rede sein.

An die junge Generation!

Die Schlesischen Monatshefte beabsichtigen, ein Sonderheft ihrer Zeitschrift der jungen Generation zu widmen. Sie wollen damit den jungen Menschen, die in heutiger Zeit schwer genug um Lebensraum kämpfen müssen, Gelegenheit zur Aussprache und zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten geben.

Sie wollen den Älteren die Ziele und Kräfte der heutigen Jugend klärend vor Augen führen und so eine Brücke der Verständigung schlagen.

Eingeladen zur Mitarbeit sind alle, die aus Schlesien stammen oder in Schlesien leben, sofern sie im Jahre 1900 oder später geboren sind.

Gesucht werden Aufsätze allgemeinen Inhalts, kurze Novellen, Gedichte, Musikstücke, Photographien von Kunstwerken und eigene Lichtbildaufnahmen.

Der letzte Einsendungstermin ist der 31. Januar 1931. Jeder Einsendung ist Geburtsort und -datum sowie die Aufschrift

Sonderheft: Die junge Generation

beizufügen. Beiträge, deren Rücksendung, im Falle der Nichtannahme gewünscht wird, müssen mit Rückporto versehen sein.

**Die Schriftleitung der Schlesischen Monatshefte
Breslau 18, Kirschallee 18**

Ilmari: Maske (1927) Terrakotta



ILMARI

VON MARIANNE BRUNS

Johannes Ilmari Auerbach ist 1899 als ältester Sohn des Musikers Max Auerbach in Breslau geboren. Hineingeboren also in einen Kreis von Menschen, deren Leben erfüllt und umgeben war von Musik, Büchern, künstlerischen und geistigen Interessen aller Art. In dieser Atmosphäre hat er gelebt, bis er als Achtzehnjähriger in den Krieg ging. Seine Geschwister lernten Musik, er bekam mit zwölf Jahren Hobelbank und Schnitzmesser und begann Holzplastiken zu schneiden. Er wurde nicht unterrichtet. Er schnitzte aus eigenem Antrieb und nach eigenem Urteil neben der Schule Figuren, Tiere und Gruppen. 1915 wurde ein „fallender Reiter“ vom Museum in Erfurt angekauft.

Als Ilmari Auerbach unverwundet von seiner Maschinengewehr-Abteilung von der Somme zurückkam, tat er das Nächstliegende: er besuchte eine Akademie, um sich ausbilden zu lassen. Und zwar die Kunstakademie in Weimar. Aber nach einem halben Jahr verließ er diese Schule nach einem Zerwürfnis mit den Lehrern wieder, in dem Gefühl, dort nichts gelernt zu haben und auch künftig nichts lernen zu können. Er hat auch in Zukunft nie mehr Unterricht irgendwelcher Art empfangen.

Nach dem Mißerfolg Weimars begann für Ilmari Auerbach ein Leben voll heftiger Spannungen, Explosionen, Gefahren und Eroberungen. Es war das Leben selber, das er sich als Meister und Former seines Wesens und seiner Kunst auserwählt hatte, nachdem die Belehrungen menschlicher Meister ihm belanglos geblieben waren. Er forderte das Leben heraus, suchte Gefahren und Taten, wie das der Jugend anstehen mag. Zunächst machte er eine sechs Monate dauernde Fußwanderung über die Alpen nach Italien, als Handwerker oder Porträtzeichner Geld oder Essen verdienend. Aber als er Rom kaum erreicht hatte, kehrte er wieder nach Deutschland zurück. 1920 erwarb und bewirtschaftete er mit anderen Künstlern zusammen einen Bauernhof in Holstein. Er mähte Gras und versorgte das Vieh, führte Gespräche, las und knetete nebenher Porträts und Figuren aus Ton. Dieses Leben endete mit einer Krisis die ihn auf ein langes Krankenlager warf. Als er wieder gesund wurde, bekam er seinen ersten größeren Auftrag: Karl Ernst Osthaus war in Meran gestorben und Ilmari Auerbach schuf dort ein Grabmal für ihn. Nach dieser Arbeit blieb er dem Kreis um das Folkwangmuseum in Darmstadt, dessen Führer Osthaus gewesen war, nahe und zog in das Jagdschloß Kranichstein, das in der Nähe von Darmstadt im Walde liegt. Inzwischen hatte er Ingeborg Harnack geheiratet. Er schnitzte in Kranichstein viel Holzplastiken, sammelte seine Kräfte und hungerte, denn er war arm und verdiente nichts. Seine erste Ausstellung in Darmstadt 1924 brachte ihm zwar anerkennende Kritik, aber keine Aufträge, kein Geld. Das ging so fort, bis 1925 Franz Pariser ihn auf seine Kosten nach Paris schickte. Dort beschloß er zu bleiben. 1926 ließ er Frau und Kinder nachkommen. Er wollte sich in Paris durchsetzen. Ein gewagtes Unternehmen, als Deutscher nach dem kaum verwundenen Kriege ohne Geld und ohne Namen in Paris zu beginnen. Aber es gelang: 1926 schickte er eine Figur in die Ausstellung des Salon d'Automne, und sie wurde angenommen. Es war nach dem Kriege die erste Figur eines Deutschen, die in einem Pariser Salon ausgestellt wurde, eines Deutschen übrigens, der sich als deutsch bezeichnete. Aus sprachlichen Rücksichten — man verstümmelt den Namen Auerbach in Frankreich allzusehr — nannte er sich in Paris nur mehr mit seinem Vornamen Ilmari. Noch immer hungerte Ilmari mit Frau und Kindern in Paris. Er erbaute sich mit eigenen Händen ein Atelier, weil er zu arm war, um auf andere Art eins zu bekommen. Aber der Erfolg setzte ein, und Ilmari mußte arbeiten, hungern, aushalten, wenn er durchkommen wollte. Er stellte im nächsten Jahr wieder aus. Der Salon des Tuileries lud ihn seinerseits zum Ausstellen ein. In bedeutenden Zeitschriften erschienen Reproduktionen und Besprechungen. Auch deutsche Zeitungen erwähnten nun die ausgestellten Arbeiten von Ilmari. Der deutsche Botschafter in Paris kaufte eine Bronze, Ilmari wurde Mitglied des Salons d'Automne, die anerkennenden Besprechungen mehrten sich, eine Atelieraussstellung brachte Erfolge, viele Figuren wurden verkauft. Bei alledem war die Not keineswegs gebannt. Erst in jüngster Zeit brachte ein großer Auftrag (wiederum ein Grabmal) Aufatmen aus ärgster Bedrängnis.

So mag es denn an der Zeit sein, daß die engere Heimat den Künstler, der im Auslande um Kunst und Leben kämpft, beachte.

Die Holzplastiken, die vor dem Kriege entstanden — nun verstreut, und von ihrem Schöpfer als überholt betrachtet — waren alle Zeugnisse eines starken Ausdruckwillens. Die Werke, die Ilmari heute ausstellt, die er anerkennt und in denen er lebt, sind ganz anderer Art.

Ilmari: Pariser Gassenjunge (1927)



Nur eine lebensgroße Tierplastik aus Lindenholz (Katze mit Jungen), sehr vereinfacht in der Form, ein Symbol des Tiertums, von ergreifendem Ausdruck, scheint um dieses Ausdrucks willen geschaffen. Die Gestalten und Porträts aber (Gips, Marmor und Bronze), die im Atelier stehen, sind offensichtlich nicht geschaffen, um etwas vom Wesen oder Weltbild des Künstlers auszudrücken. Sie stehen still und einfach da, fast unscheinbar für den flüchtigen Hinblick. Es ist, als hätte Ilmari eine Zeitlang sich selber aufgegeben, um nur dem Seienden zu dienen und nichts weiter gewollt, als es abbilden, getreu und hingebend. So entstand „die Stehende“ mit hängenden Armen und geschlossenen Füßen, die ihm bei den aufmerksamen Parisern den ersten großen Erfolg einbrachte. So entstanden mehrere Frauen- und Mädchenkörper und Torsen, dienend der Natur nachgefühlt, Zeugnisse innerer Sammlung und selbstvergessener Arbeit. Diese Selbstvergessenheit und Stille, dieser Verzicht auf Effekt und Aufsehen hat vornehme und echte Porträts zustande gebracht. Leicht ist es, aus dem Gesicht eines Menschen, dessen Porträt man knetet, einen Zug herauszuholen, der vom Träger im Alltag verborgen, vielleicht ihm selber unbekannt, nun dem Bildnis ein verblüffendes Gepräge gibt. Alle sehen nun diesen Wesenszug, auf den der Bildhauer das Abbild gestellt hat, und bewundern den kühnen Scharfblick des Künstlers. So kommt man billig zu Aufsehen erregendem Effekt. Ilmari

**Jlmari: Reife (1929) Relief
zum Grabdenkmal von Herff**



tut das niemals. Zurückhaltend und unaufdringlich stellt er die abgewogene Gesamtheit einer Persönlichkeit dar, auf eben der Grenze zwischen Offenbarung und Verhüllung aufmerksam verharrend, die der Porträtierte selber zieht. Er tut nichts hinzu und holt nichts heraus, sondern hält sich an das Gegebene, dieses aber erkennt er aufs intensivste und bildet es aufs lebendigste nach.

Es liegen uns Abbildungen seiner letzten Arbeiten (am Grabmal v. Herff) vor — hier abgebildet: Reife —, die von einer neuen Phase seines Schaffens zu zeugen scheinen. Diese Reliefs gehen wiederum weit über das nur Abgebildete hinaus. Sie sind Symbole der Lebensstufen eines Menschen, voll tiefer Sinngebung. Zu großem Ausdruck geballt, scheint alles, was in den Jahren der Sammlung reifte, nun aufzuleben. Diese Grabmalfiguren berechtigen zu der Hoffnung, daß der selbstvergessene Bildner des Lebendigen in der Zeit seiner Reife ein Kündler und Bekenner werde. Möge dabei die Heimat ihm nicht fern bleiben wie bisher!

Bildende Kunst

Kulturnot — Kulturhilfe

In dem natürlichen Verhältnis zwischen einem Volke und seinen kulturellen Bestrebungen sind in den letzten Jahren bedenkliche Stockungen eingetreten. Es gibt Pessimisten, die in unserer Zeit einen allgemeinen kulturellen Rückgang zu sehen glauben, etwa durch die Hingabe an den Sport oder an das äußerlichste Vergnügen hervorgerufen. Man wird nicht vorsichtig genug sein können, ehe man solche generalisierenden Urteile fällt. Unser Volk ist aus so verschiedenen Teilen zusammengesetzt, ist in der Art, seine Freizeit zu benutzen, so verschieden gestimmt, daß es sich schwerlich auf einen gemeinsamen Nenner bringen läßt. Was die meisten unter kulturellem Rückgang verstehen, bezieht sich denn auch gewöhnlich entweder auf eine Umgruppierung der Interessengebiete dergestalt, daß ein Kulturgebiet vernachlässigt wird, um dafür ein anderes stärker hervortreten zu lassen, oder auf eine Umschichtung der sozialen Kreise, die als Kulturträger auftreten. Erschwerend für den Überblick über diesen ganzen Fragenkomplex tritt noch die wirtschaftliche Lage hinzu, die selbst bei gleichbleibendem Interesse eine gleichbleibende Auswirkung verhindern würde. Eines aber steht fest: es gibt heut kulturelle Erzeuger, z. B. die bildenden Künstler, neuerdings auch die Architekten, denen eine Lebensmöglichkeit, soweit sie nicht beamtet sind, kaum mehr gegeben ist, und es gibt ferner kulturelle Institute, z. B. die Oper, deren Existenz kraft fehlender Subventionen aufs Schwerste bedroht ist.

Daß derlei Notstände Abhilfe verlangen, darüber ist sich jedermann einig. Mit der Art und Weise, wie eine solche Abhilfe in die Wege zu leiten ist, haben sich gerade in jüngster Zeit weite Kreise beschäftigt.

Am 15. November hat sich unter dem Vorsitze von Professor Wolf, dem Leiter der Handwerker- und Kunstgewerbeschule, im Breslauer Rathaus eine Arbeitsgemeinschaft aller kulturellen Vereine und Institutionen Schlesiens gebildet. Der Zusammenschluß ist unter dem Gesichtspunkte erfolgt, bei einer gefährdeten Position die Basis zu verstärken, um Wünschen mehr Nachdruck zu geben. Wenn z. B. unsere Oper von seiten der Stadt, des Staates und des Reiches keine genügende Unterstützung erfährt oder diese Unterstützung so spät zugesagt erhält, daß eine Disposition auf längere Sicht nicht mehr möglich ist — und darunter leidet die Qualität der Aufführungen sehr empfindlich — so sollen nicht nur die nächstbeteiligten Kreise, es sollen vielmehr sämtliche Kulturvereine ge-

schlossen ihre Stimme erheben, um Abhilfe zu verlangen. Gegenüber einer notleidenden Zeit, die sich in Ideen bewegt wie dieser: „Kultur ist Luxus, wir haben heute ernstere Sorgen“, muß nachdrücklich der Gedanke vertreten werden, daß die Kultur zu den Dingen gehört, die das Leben überhaupt erst lebenswert machen, daß mit den kulturellen Angelegenheiten eine ganze Reihe wirtschaftlicher Faktoren verknüpft ist, daß, wenn gespart werden soll, diese Sparsamkeit sich gleichmäßig auf alle Gebiete erstrecken muß und endlich, daß der Kulturträger nicht als Bittgänger mit demütigem Antlitz zu erscheinen genötigt ist, sondern den Stolz auf den Wert der von ihm vertretenen Sache offen zur Schau tragen darf. Zugleich würde ein solcher Zusammenschluß Mittel und Wege finden, um die kulturellen Veranstaltungen, die sich heut in den größeren Städten kumulieren, auch der Kleinstadt oder dem Lande zugute kommen zu lassen und damit der Kultur neue Interessentenkreise zu gewinnen. Und endlich hätte er dafür Sorge zu tragen, daß heimische Aufgaben auch von heimischen Kräften gelöst werden, denn Schlesien ist, wie in wirtschaftlicher so auch in kultureller Beziehung ein besonderes Notstandsgebiet, das besondere Maßnahmen erfordert.

Solche Arbeit zu leisten wäre natürlich nur möglich, wenn es gelänge, eine eigene Stelle zu schaffen, deren leitende Kräfte der Organisation ihre volle Arbeitskraft widmen könnten. Um eine solche Stelle zu schaffen, müßten die einzelnen Vereine entsprechend der Höhe ihrer Mittel Beiträge bereitstellen. Denn nur dann, wenn die nötige Unterstützung der an unserer Kultur beteiligten Kräfte nicht nur in ideeller, sondern auch in materieller Weise gewährleistet ist, hat diese Arbeitsgemeinschaft die Möglichkeit, eine Wirksamkeit zu entfalten, die sich über ins Leere verpuffende Proklamationen erhebt.

Einen Tag darauf wurde — vom Oberpräsidenten Lüdemann, vom Leiter der Breslauer Volksbühne, Herrn Eggers, vom Kunstdezernenten der Stadt, Herrn Stadtrat Leißner, warm begrüßt — die Erste Kunstausstellung der Breslauer Volksbühne in der Künstlerbundhalle eröffnet. Das Ereignis ist wichtig genug, ist es doch überhaupt der erste Versuch innerhalb Deutschlands, die riesige Zahl, die in der Volksbühnenbewegung organisiert ist, für die bildende Kunst zu gewinnen. Bis dahin war das Interesse vorwiegend der Literatur und der Musik zugewandt. Da auch der Rundfunk die Literatur und Musik als die hörbaren Künste in den Vordergrund



Lichtbild von J. Weege — K. Knopp

stellt, liegt die Gefahr nahe, daß die bildende Kunst auf diese Weise dem Interessenkreise des Volkes entrückt wird; es ersättigt seine geistigen Bedürfnisse dann eben auf andere Weise. Daneben aber ist noch eine zweite Seite von Bedeutung. Es soll der bildenden Kunst mit dem Hineintragen in breiteste Volksschichten nicht nur ein neuer Kreis von Betrachtern, sondern auch von Käufern erschlossen werden. Daß der Vermögende, soweit er heute überhaupt noch vorhanden ist, als Sammler von Werken zeitgenössischer Künstler zurücktritt, liegt einmal daran, daß er sein Repräsentationsbedürfnis gern auf andere, sichtbarere Weise befriedigt und daß er sich — Erinnerung an die Inflationsjahre — daran gewöhnt hat, auch Kunstwerke nach ihrem „Sachwerte“ zu befragen, und deshalb geneigt ist, nur Werke von ganz prominenten Künstlern — am liebsten von nicht mehr lebenden — zu kaufen, deren Besitz ihm eine spätere Steigerung ihres Wertes verbürgt. Das Bürgertum fällt als Käufer gänzlich aus; es lebt sorgenvoll, der Aufrechterhaltung seiner selbst oder seiner mittellosen Verwandten ge-

widmet. Daß unter solchen Umständen der Versuch gemacht wird, eine neue Schicht von Käufern heranzubilden, kann gar nicht genug begrüßt werden. Er ist schon von der Deutschen Kunstgemeinschaft unternommen worden, vor allem durch das Mittel erleichterter Zahlungsbedingungen, etwa in Form von Raten. Der Versuch ist in Berlin nicht ohne Erfolge geblieben; in Breslau hingegen hat er, obgleich ihm die Firma Wertheim neuerdings ihre Räume zur Verfügung gestellt hat, keinen rechten Boden gewonnen. Es liegt das daran, daß es nicht genügt, Kunstwerke zu zeigen: es müssen auch geeignete Führungen veranstaltet werden, es muß der Boden durchpflügt werden, der zur Aufnahme von Kunstwerken bereit macht, es muß eine gewisse Gemeinschaft vorhanden sein, die dem Gebotenen mit einem persönlichen Vertrauensverhältnis gegenübersteht. Darum halten wir den Weg, den die Breslauer Volksbühne einschlägt, für aussichtsreicher; ihm steht ein Kreis zu Gebote, der sich schon vorher durch gemeinsamen Besuch von Kunststätten zu einer Gruppe zusammengefunden

hat, ein Kreis überdies, der durch die Volkshochschule für bildende Kunst gewonnen wurde. Um die Möglichkeit des Kaufens zu schaffen, hat man den Preis der Kunstwerke ungemein billig gehalten, hat man keine Druckgraphik ausgestellt, die mehr als 12 Mark, keine Handzeichnung, die mehr als 30 Mark, kein Gemälde, das mehr als 100 Mark kostet. Von seiten mancher Künstler werden gegen diesen Preisabbau ernste Bedenken erhoben. Sie fürchten, daß damit einer unwürdigen Verschleuderung ihrer Arbeit Vorschub geleistet wird, weil kein Käufer, der seinen Bedarf auf so billige Weise zu decken vermag, mehr bereit sein wird, höhere Preise zu zahlen. Dem ist aber manches entgegenzuhalten. Zunächst: daß eine künstlerische Minderbewertung mit der Billigkeit des Preises nicht verbunden ist, denn dem einfachen Manne bedeuten 100 Mark so viel — ja noch mehr — als dem Begüterten 1000. Dann aber: es ist vielen Künstlern lieber, ein Kunstwerk zu einem billigen Preise zu verkaufen, als zu einem teureren Preise unverkauft im Atelier stehen zu sehen. Kunstwerke sind gewiß eine Aussprache des Künstlers, aber sie sind doch auch eine Sprache, die ihre Wirksamkeit erst dann erfüllt, wenn sie gehört wird. Und drittens: wenn heute eine neue Käuferschicht gewonnen werden soll, so ist der Weg, sie durch für diese Schicht allein tragbare Preise zu gewinnen, doch der einzig mögliche. Es müssen Opfer vom Künstler wie vom Konsumenten gebracht werden, damit der Erwerb eines Kunstwerkes zustande kommen kann. Aber das Ziel ist lockend genug: der Künstler gewinnt wieder Boden unter den Füßen, nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch geistigen Boden, wo er heute im luftleeren Raume steht.

Und endlich möchte ich einen einzelnen Fall der Kunstpflege herausgreifen, wie ich ihn in der Stadt Neusalz fand. Dort, in einer Stadt von nicht mehr als 17 000 Einwohnern, wurde in der ersten Novemberhälfte eine Kunstausstellung eröffnet, die in mehrfacher Hinsicht aus dem üblichen Rahmen fiel. Einmal war sie besser als je eine provinzielle Ausstellung, hatte sie Bilder anerkannter Künstler aus ganz Deutschland bis zur abstrakten Richtung hinein, zeigte sie eine Anzahl jüngerer, tüchtiger schlesischer Kräfte in Kunst und Kunstgewerbe, war sie schlicht und doch mit aller Sorgfalt gegangen. Und dann: die Ausstellung wurde auf das lebhafteste besucht; mehr als 15 Prozent der Bevölkerung haben sie gesehen, eine große Anzahl zu wiederholten Malen. Es wurden nicht weniger als 60 Verkäufe getätigt und Verkäufe, die man der Qualität nach durchaus gutheißen kann. Die Ausstellung finanzierte sich aus den Eintrittsgeldern, ferner aus 5 Prozent der Verkaufsprovision und ist so nach nur zweiwöchiger Dauer mit einem erheblichen Überschuß geschlossen worden. Und wieso das alles? Weil der Erste Bürgermeister der Stadt, Herr Tröger, weil ein kleiner Kreis kunstliebender Männer, von denen der Berufsschuldirektor Pohl wegen seines

unermüdlischen Eifers besonders genannt sei, weil die Presse, die Schulen, die Vereine an dieser Ausstellung den lebhaftesten Anteil nahmen.

Nun ist gewiß die Neugierde an solchem Erfolge nicht unbeteiligt; die Neusalzer wollten einmal sehen, was heute von bildenden Künstlern geschaffen werde. Aber das Interesse ging doch über die Neugierde bald hinaus; Führungen und Diskussionen schlossen sich an; Ankäufe folgten, die Schulkinder schrieben ihre Eindrücke nieder; die ganze Stadt war für 14 Tage ganz in den Bann dieser Ausstellung geraten. Man kann aus dem allem ersehen, wie falsch es wäre, nur immer über die Ungunst der Zeiten zu klagen und dabei die Hände in den Schoß zu legen. Wenn das Neusalzer Beispiel in ganz Schlesien befolgt würde, wieviel neuer Boden wäre dann für die Kunst gewonnen, wie viel wirtschaftliche Hilfe, wieviel geistige Ermunterung unseren Künstlern gebracht! Freilich, es sind Persönlichkeiten dazu nötig, welche Fragen der Kultur nicht nur als eine unzeitgemäße Last empfinden, sondern sie zur Angelegenheit ihres Herzens machen und mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit für sie eintreten. Daß es sie gibt, mag uns in diesen Zeiten einen Trost bedeuten; daß wir immer neue dafür gewinnen, muß der Erfolg jener Bemühungen sein, die sich allerorten regen, um der bedrohten Kultur die nötige Hilfe zu bringen.

Franz Landsberger.

*

Ausstellung Walter Gropius

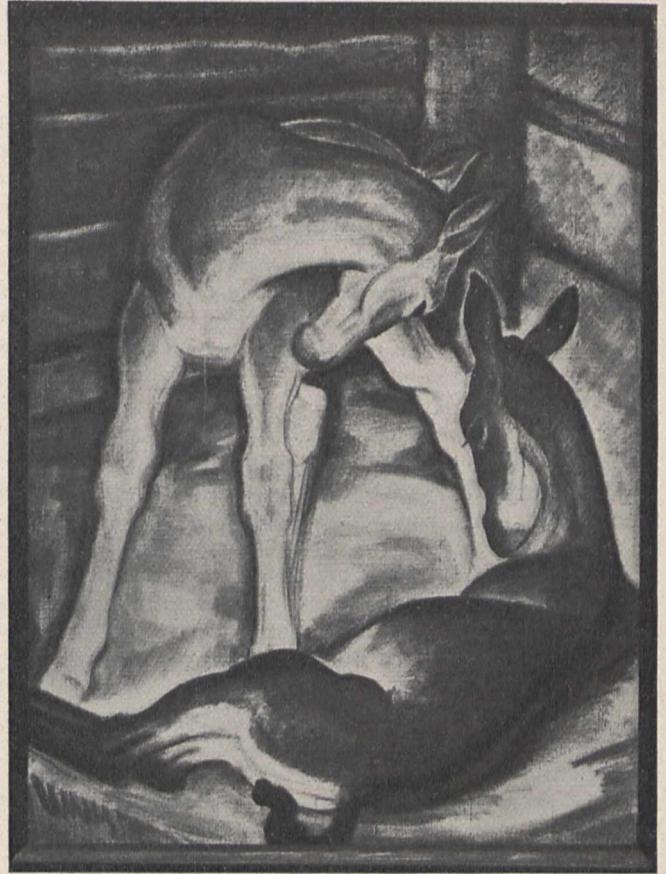
Im Generalkommando findet zur Zeit, von der Gesellschaft der Kunstfreunde veranstaltet, eine Ausstellung dieses bekannten Baumeisters, des Schöpfers des Bauhausgedankens, statt. Architekturausstellungen haben für ein größeres Publikum immer ihre besonderen Schwierigkeiten; es soll sich aus Zeichnungen, Photos, bestenfalls aus kleinen Modellen, ein Bild von dem Aussehen von Werken machen, die doch nur in ihrer natürlichen Gestalt völlig aufgenommen werden können. Aber wer die Mühe nicht scheut, in diese Hilfsmittel der Betrachtung sich einzuleben, der wird reich belohnt, steht er doch hier am Quellgebiet unseres modernen architektonischen Schaffens, erlebt er das Ringen eines rastlosen Schaffensdranges nach neuer Technik, neuer Formung und letzten Endes nach neuer Lebensgestaltung, denn die Baukunst ist ja in ganz besonders enger Weise mit der Zeit und ihrem Willen verknüpft.

F. L.

*

Otto-Müller-Ausstellung

Das Schlesische Museum der bildenden Künste, Breslau 5, bereitet eine umfangreiche Gedächtnis-ausstellung für Otto Müller vor. Besitzer von Werken des Künstlers werden gebeten, der Direktion des Museums bald Kenntnis zu geben, auch wenn eine Ausleihung nicht beabsichtigt ist.



Breslau, Privatbesitz

Berliner Kunstbrief

Herbstausstellung der Sezession — Ehrung für Otto Müller

Die Herbstausstellung der Berliner Sezession (November bis Dezember 1930) ist eine instruktive Schau dessen, was heute in Deutschland gemalt wird. Zur Vollständigkeit freilich fehlen einige der wichtigsten Meister unserer Zeit. Aber der Gesamteindruck der Ausstellung läßt doch die Hauptfaktoren (nicht Hauptpersönlichkeiten) des derzeitigen Schaffens erkennen. Es erscheint zunächst schwierig, all diese verschiedenartigen Werke auf einen Nenner zu bringen. Dieser Nenner liegt in der gut durchgearbeiteten Technik. So verschiedenartig auch der malerisch-stilistische Vortrag der einzelnen Künstler sein mag, im Durchschnitt sieht man gute Mittelqualität. Die Maler sind teils von oben, teils von unten her auf diese Linie gekommen. Eine wirklich neue Stilrichtung läßt sich nirgends erkennen. Die zahlreichen Strömungen der letzten Jahrzehnte und Jahre liefern noch immer die Ausdrucksform. Neurealismus und Neuromantik, teilweise zur Einheit verschmolzen, sind durchaus nicht der Hauptfaktor oder Leitstern der Ausstellung. Neben den späten Impressionisten sind

die Freunde von Munch, Cézanne und Matisse stark vertreten. Nur der rein formale Geometrie-Konstruktivismus und der eigentliche Expressionismus sind nicht mehr zu sehen. Die Folgerungen dieser Phasen sind in guter Erbschaftsteilung in der weiteren Entwicklung aufgegangen.

Die Sachlichkeit läßt ihre Hauptgefahr erkennen, nämlich reine Literatur zu werden. So sehr wir dafür sind, daß die Kunst sich an alle wendet, daß die Maler, statt „l'art pour l'artiste“ zu spielen, sich auch bemühen, unserer hierfür freilich besonders schwierigen Zeit etwas zu sagen, so vermögen wir den Konsequenzen von Otto Dix doch nicht ganz zu folgen, wenn er eine Barrikadenszene im Riesenformat mit anatomisch noch so einwandfreien Därmen füllt, die aber hier aus sterbenden Lebewesen heraushängen. Wie muß so etwas mal bei den Nachfolgern wirken?

Neben Pechstein, Groß und Hofer sind einige Schlesier unter den Hauptexponenten der Ausstellung. Drei Werke Otto Müllers sind als Einheit wohl überhaupt das größte und beste in der Sezession.

Eine schöne Ehrung des zu früh Dahingegangenen. Das „Selbstbildnis mit exotischen Blumen“ ist von wundervoller Klarheit und Größe der Linienführung. Die Ruhe der großen Flächen und die dunkle, aber lebendige Farbgebung, die beiden großlinig umrissenen Figuren und die schöne, weitflächige Glockenblume sind zu einer abgeklärten Komposition zusammengefügt. Daneben zeigen zwei bewegte Frauenkörper, „Hockende“, ein bekanntes Thema des Meisters. Ausgezeichnet ist die Straße mit der roten Mauer, wieder eine große Komposition aus weiten Flächen und starken Farben. Nie ist dieser Maler kleinlich und trotz gleicher Themen nicht wiederholt. Welchen Genuß muß die in Breslau geplante Gesamtausstellung seines Werkes bringen.

Neben Müller fällt vor allem Wolf Roehricht auf, der in seinem Geigenstillleben eine eigene, sehr erfreuliche Komposition gibt. Von ihm ist noch ein Früchtestilleben und eine Ansicht der Berliner Friedrichsgracht. Gegenüber den großzügigen Stillleben wirkt das Straßenbild in Farbe und Detailbehandlung etwas zu kleinteilig. Willy Jaeckel ist mit einem Feldblumenstrauß vertreten und einem großen liegenden Frauenakt. Die Neigung zu einer gewissen konstruktiven Stilisierung der Komposition, die sich bei Jaeckel schon 1929 zeigte, ist hier im besten Sinn weitergebildet. Das rein Erotisch-Sinnliche der Körpergebung tritt zurück hinter plastischer Umrißfügung und groß gesehener Raumeinteilung. Eugen Spiro hat für das Ministerium ein Portrait des früheren

Kultusministers Prof. Becker gemalt, das einen etwas flachen Realismus zeigt und farbig nicht recht zu überzeugen vermag. Viel besser sind zwei südfranzösische Landschaften von ihm, besonders der hellfarbige „Hafen von Martigues“. Ferner ist ein überschlanke Damenportrait von Artur Ressel aus Agnetendorf ausgestellt, das in seinen merkwürdigen, dunklen Farben zu stark an längst verflossene Jahrhunderte gemahnt, eine heute moderne Art malerischer Romantik, die nicht erstrebenswert erscheint.

Eine sehr erfreuliche Sonderschau hat die Berliner Nationalgalerie in einem Raum des Kronprinzenpalais zusammengestellt: Alle Zeichnungen, Aquarelle und Pastelle Otto Müllers, die sich im Besitz der Galerie befinden, werden zur Ehrung des Toten gezeigt. Auf den vierzehn Blättern sind Frauenakte in vielen Stellungen und Variationen dargestellt, liegend, sitzend und stehend, oft zwei oder drei Figuren im Gespräch miteinander, in grüner Landschaft, im oder am Wasser, einige auch im Innenraum oder ohne Umgebung für sich. Den vielfältigen Wechsel in der Darstellung des Hauptmotivs, der auf den Gemälden Otto Müllers stets erfreut, diesen Wechsel kann man hier im Entstehungsprozeß, im skizzenhaften Beginn verfolgen. Höchste Anmut erfüllt diese Blätter fast noch stärker als die ausgeführten Bilder. Der Zweck dieser kleinen Ausstellung ist unbedingt erfüllt: Indem sie deutlich macht, was uns genommen ist, läßt sie den Verlust noch stärker fühlen und beklagen.

Max Goering.

Musik

Neue Musik in der Schlesischen Philharmonie Operette—Junge Bühne im Stadttheater—Jubiläen

Planmäßige Pflege neuer Musik ist durch das Verlangen nach Auseinandersetzung mit Stilproblemen gerechtfertigt. Wann liegen Probleme vor? Wenn Phantasie, Geistigkeit und Gestaltungswille zeitbedingtes Schauen und Empfinden in neuen Formen wiederzugeben suchen oder wenn sie sich alte Formen zu unterwerfen trachten. Im ersten Falle liegt das Problematische bei Inhalt und Form, im zweiten Falle beim Inhalt. Die beiden in den Konzerten der Schlesischen Philharmonie gespielten Neuheiten illustrieren die Kategorien. Dohn führte Günther Raphaels „Variationen über ein schottisches Volkslied“, Behr die Tripelfuge von Kurt von Wolfurt auf. Raphael nimmt sich das — auch von Beethoven bearbeitete — schottische Lied vom treuen Johnie vor; inhaltlich ein warmes, inniges Liebesgespräch, melodisch einfach, der Stimmung überzeugend verschmolzen. Echte Volkslieder sind überzeitlich, überindividualistisch; ihr Organismus beruht auf Erlebnis- und Gefühlskomplexen. Sie sind aber, wie alles Organische, durch die eigenen Gesetzmäßigkeiten begrenzt. Werden

diese Grenzen nicht beachtet, so wird der Organismus — und mit ihm Inhalt und Form — zerstört. Wie Raphael das Thema durch die Technik der Variationskunst gestaltet, das ist zum weitaus größten Teile vom Sinn des Volksliedes weltenfern; der junge Komponist müßte eigentlich wissen, wie die gegenwärtige Jugend zum Volksliede steht. Die nachweisbaren Sünden gegen seinen Geist gehen nämlich am allerwenigsten von der Jugend, sondern von eigenbrötlerischen, unmusikalischen Pseudoführern aus. Die unbefangene volksliedsingende Jugend vergeift sich nicht. Raphael annektiert das schottische Lied und macht es zu einer bizarren artistischen Angelegenheit. Man kann über die Sache nicht hinweggehen, weil sie als moderne Kunst angesprochen sein will. So sieht aber die Moderne keineswegs aus. Wo sich ihr Witz pietätlos gebärdet, knüpft sie an Gegenstände an, die schon jenseits des Pietätsgefühls stehen, wo der Witz befreiend wirkt. Herr Raphael will gar keinen Witz machen — auch Dohn wollte es nicht tun — man gab sich sehr ernst und bewies damit,

daß der in Breslau bevorzugte Komponist Variations-technik gelernt, nicht etwa eine neuartige Variations-technik geschaffen hat. Das ist das kümmerliche Ergebnis dieser Novitätenaufführung.

Kurt von Wolfurt schrieb eine Tripelfuge. Fuge, Sonate und Variation sind alte, hochentwickelte Formen. Wenn sie heute wieder angewandt werden, häufiger als im 19. Jahrhundert, so braucht man in dieser Praxis keine Rückwärtsentwicklung zu sehen. Diese Formen sind außerordentlich weitmaschig, und ihre Prinzipien sind so einfach, daß sie die verschiedenartigsten Inhalte fassen können, auch die Inhalte unsrer Zeit. Diese aber hat Wolfurt in seine Thematik nicht zu bannen vermocht. In den Themen liegt nicht Heutiges, sondern Gewesenes. Bleibt nichts übrig als die gepflegte Geste. Dieser immerhin respektable Rest hätte stärker gewirkt, wenn ihn die Aufführung delikater serviert hätte. Wir kommen hier zu dem Punkte, den wir schon einmal berührt haben: Planmäßige Pflege neuer Musik verlangt eine Proben-disposition, die der gründlichen Vorbereitung neuer Werke nichts in den Weg legt. Zweifellos hätte das Orchester unter Behr die Werte der kompositorisch durchaus beachtlichen Schöpfung deutlicher enthüllt, wenn mehr Proben zur Verfügung gestanden hätten. Gegen das Werk zu zischen, lag eigentlich keine Veranlassung vor, aber der Protest wurde durch das Gefühl, vor einer halbfertigen Sache gestanden zu haben, gerechtfertigt. Will man das Publikum auf seine Seite ziehen, so darf man nicht nach dem Grundsatz disponieren: Novitäten um jeden Preis, sondern Neuheiten von inhaltlicher und formaler Bedeutung in zweifelsfreier Wiedergabe. Das künstlerisch Positive der Philharmoniekonzerte liegt zur Zeit in der Pflege romantischer Musik.

Wie Grundsätze ins Wanken geraten, sieht man am deutlichsten im Betriebe der Operntheater. Jeder Opernleiter weiß, worin seine kulturellen Aufgaben bestehen; man braucht sie ihm nicht vorzuhalten, wenn er sich, dem Selbsterhaltungstrieb nachgebend, aufs Geschäft einstellt. Das Geschäft machen bei uns augenblicklich die „Fledermaus“ auf der Drehbühne und „Olly-Polly“. Weit mehr noch als in der Berlin-erisch aufgepulverten Fledermaus-Aufführung drückt in „Olly-Polly“ das Spezialistentum der Operettenleute nach vorn. Und es ist richtig, daß es geschieht, sonst wäre sein Eindringen ins Ensemble des Stadttheaters sinnlos. Man mußte die übermütigen Geister um des Kassenrapports willen beschwören, nun sollen sie sich auch tummeln. Es werden Zeiten kommen, wo man sie wieder ausfegen wird. Vorläufig amüsieren sie — die Dewald, Kunze, Glatz, Winter, Meyer, Rollé, Henseleit und Baron — sich, das Publikum und den um viele Sorgen ärmeren Intendanten könig-lich. Fragt sich nur, wie das hiesige legitime Operetten-theater, das Schauspielhaus, auf die Konkurrenz reagieren wird. Wahrscheinlich mit einer großen An-

strengung. Schon hat man für Lehars „Zarewitsch“ eine Starbesetzung zusammengebracht: Serge Abra-nowitsch, Trude Reiter, Grete Sedlitz. Wenn sie zunächst nicht als Siegerin aus dem Wettbewerb hervorgeht, so liegt das an der verunglückten Neu-bearbeitung der Operette; man hat ihr die Lustigkeit genommen, hat sie im Sentimentalen erstickt. Das ist nicht nach dem Geschmack der Schlesier. Aber man hört von anderen Plänen des Schauspielhauses und die Operettenfreunde haben's dann zum Aus-suchen, wo sie sich amüsieren wollen: im Stadttheater oder auf der Springerstraße.

Inzwischen ist die „Junge Bühne“ im Stadt-theater eröffnet worden. Ihre Bestimmung haben wir schon in der vorigen Nummer der Schlesischen Monatshefte gekennzeichnet. Was es zu hören, zu sehen, zu beurteilen gab? 1. ein Werk für die neue, traditionslose Opernbühne: „die Geschichte vom Soldaten“, 2. eine für den Rundfunk gedachte symphonische Dichtung: „der Lindberghflug“, 3. ein mit Erwartung, mit Spannung geladnes, alle verfügbaren Plätze des Hauses besetzt haltendes Publi-kum, 4. eine aufs Äußerste interessierte, alle Kräfte einsetzende Künstlerschaft. „Die Geschichte vom Soldaten“ war einmal und ist auch heute noch eine Demonstration gegen die Technik der alten Opern-bühne. Inhalt, Aufbau und Moral der Geschichte selbst — C. F. Ramutz hat sie nach einer Dichtung von Hans Reinhardt aufgeschrieben — sind keines-wegs neuartig. Das Märchen könnte gut in einem alten Buche stehen. Neu ist Stravinskys Musik, sie ist heute noch neu, obwohl sie vor einer ganzen Reihe von Jahren komponiert wurde, obwohl man sie schon zum Gegenstand theoretischer Untersuchungen ge-macht und sie in Musikgeschichtsbüchern historisiert hat. Ihr Klangprinzip, von impressionistischen Vor-bildern ausgehend, ist zwar mannigfach aufgegriffen worden, ob es aber Zukunftsbedeutung besitzt, oder ob es, wie Debussys Musik, als abgeschlossener Einzel-fall angesehen werden muß, das ist noch nicht ent-schieden. Diese Frage steht aber für das Theater nicht einmal im Vordergrund; sie könnte auch im Konzertsale — dort vielleicht noch besser — zur Erörterung gestellt werden. Die Autoren lassen ihren Soldaten gegen die überlieferte Opernform marschieren. Sie wollen das mystische Pathos des Operntheaters zerstören. Die Bühne zeigt sich in Hemdärmeln. Ein Bretteraufbau, ein paar papierne Bilderbogen, Vorhänge aus Sackleinwand ersetzen die illusionisti-sche Dekoration. Das Aufgebot an Personal ist klein, der Aufwand an Worten gering. Ein Erzähler erübrigt Rezitative und Dialoge; Gefühlsergüsse — Arien, Lieder — fallen selbstverständlich weg. Es fällt über-haupt alles, was Schema ist, alles, was unsre Zeit gegen die Oper als Kunstform vorbringt. Der Erfolg zeigt, daß es auch so geht. Der Beifall war stark und anhaltend. Falsch wäre es, zu glauben, daß nun ein

neuer Operntyp gefunden sei. Es wäre absurd, wenn ein Werk, das gegen einen Typ anrennt, sich selbst zum Typ machen wollte. Es genügt, daß ein neuartiges Werk sich infolge seiner Wesensart Geltung verschafft. Das tut die „Geschichte vom Soldaten“, und darum ist sie ein für das Studio, für die „Junge Bühne“ benutzbares Stück. Das Kammerorchester spielte unter Schmidt-Belden technisch hervorragend, Karl Rudow las die Geschichte packend, sprechtechnisch vorzüglich, Otto Dewald, der Soldat, in Geste und Mimik bei aller Schärfe des Ausdrucks einfach und schlicht menschlich, Hans Baron als Teufel erstaunlich wandlungsfähig, den Tanz führte der Solotänzer Allan Wayne virtuos aus, schlicht und innerlich tanzte Valerie Kratina die Genesungsszene der Königstochter. Das Erfreulichste der Aufführung war aber die Hingabe aller Beteiligten. Es herrschte auch auf der Bühne junger Geist.

Brecht-Weills „Lindbergh-Flug“ ist im Grunde ohne inhaltliche, musikalische und stilistische Probleme, wenn er als Rundfunkwerk aufgeführt wird. Als solches ist er gedacht und als solches hat er sich bewährt. Die Wiederholung im Konzertsaal haben wir in einem früheren Bericht selbst empfohlen. Die szenische Wiedergabe ist Experiment. Es ist anders ausgefallen, als man es sich im Theater ursprünglich ausgesonnen hatte. Nach allerhand Versuchen blieben vom Szenischen nichts anderes übrig als ein paar Projektionen. Die szenische Montage stammt von Hirschel-Prottsch. Man kann sagen, sie waren überflüssig; das Werk rechnet nicht aufs Visuelle und braucht es auch nicht. Aber im Theater sucht man das Visuelle. Der um seine Meinung befragte Komponist war mit dieser Form der Wiedergabe nicht nur einverstanden, er hat sie gebilligt, sogar verteidigt, und zwar mit dem Hinweis auf alte Praktiken: zur Zeit des Barock und des Rokoko spielte man Kammermusik zu lebenden

Bildern. Es kommt nur darauf an, daß die musikalischen Eindrücke nicht abgeschwächt werden. Das bei uns gebotene Bildwerk war viel zu bescheiden, um die Wirkung der rhythmisch und klanglich hochgespannten Musik Weills Abbruch zu tun. Hans Oppenheim sorgte dafür, daß die Spannungen zur Entladung kamen. Eine energiegeladene Dirigentenleistung! Das Orchester ließ sich von der führenden Hand willig erfassen, der von Justus Debelak studierte Chor sang glänzend. Trefflich die Solisten: Strelitz, Weith und Pflanzl. Auch nach diesem Werk war der Beifall sehr stark. Es sei nach diesem ersten Hervortreten der Jungen Bühne noch einmal darauf hingewiesen, daß sie ihre Aufgabe nur zu erfüllen vermag, wenn sich künstlerisch interessierte Menschen zu den Veranstaltungen regelmäßig einfinden. Gelegentlicher Besuch kann zu keinem begründeten Urteil führen. Jede Kunstentwicklung braucht ein lebendiges, mitschaffendes Publikum.

Das Schlesische Konservatorium besteht 50 Jahre. Die von Adolf Fischer — Organist an der Elisabethkirche — ins Leben gerufene Anstalt erlangte bald nach ihrer Gründung Beachtung und Anerkennung; sie hat sich stetig entwickelt, hat die Kriegs- und Inflationszeit überstanden und besitzt heute unbestrittene Geltung. Sie hatte Glück mit ihren Leitern und mit ihren Lehrkräften. Die Anstaltsgeschichte nennt Namen wie: Reinhold Starke, Hermann Lilge und Hermann Buchal. Lehrernamen wie Himmelstoß, Schnelle, Melzer, Berger, Fröde sind unvergessen. Was die Anstalt heute leistet, wurde in einem Festkonzert und bei dem Festakt der Öffentlichkeit gezeigt. Man wurde überzeugt, daß das Vertrauen der Musikstudierenden und aller für Musikerziehung interessierten Kreise zum Schlesischen Konservatorium gerechtfertigt ist.

Rudolf Bilke.

Theater

Schauspiel

Nun sind drei Monate dieser Spielzeit vergangen, ein Abschnitt, der immerhin zur Erkennung der leitenden Gedanken des Spielplans genügen müßte. Zugegeben: Der Zwang zu serienweiser Aufführung erschwert eine organische Spielplangestaltung, läßt die Linie erst von großen Strecken aus sehen. Aber dieses Vierteljahr zeigt noch nicht einmal Richtung. Von 13 aufgeführten Stücken des Breslauer Schauspiels waren drei Viertel indifferente Lustspiele, zwei große Dichtungen (Richard III. und Hanneles Himmelfahrt) standen auf einsamer Höhe, zwei Uraufführungen lohnten die Mühe nur bedingt. Daß man den Schlesier Gerhard Menzel auch in der Landeshauptstadt einmal mit einem Werke zuerst zu Worte kommen ließ, war Pflicht. Seine Bauernrevolte „Bork“ erwies freilich

noch immer nicht die gedankliche und künstlerische Entschiedenheit, die man seit dem „Toboggan“ von ihm erwarten durfte. Die zweite Uraufführung, Wolfs „Matrosen von Cattaro“, hatte kaum eine Berechtigung auf der Bühne von 1930. Der völlige Bankrott des „Zeittheaters“ in seiner zur dramatischen Berichterstattung herabgesunkenen Form ist nicht mehr zu verheimlichen. Die rhetorische Agitation für irgendwelche Klassenziele oder Gruppeninteressen zieht nicht mehr, die ohnmächtige Auslieferung des Zeitstücks an einen stofflichen Zufallsanlaß bedeutete seinen Ruin. Und es ist Zeit, daß diese Klarheit, diese Entscheidung Raum gewinnt. Solange wir nicht wieder dazu kommen, daß unter Zeittheater die Dichtung verstanden wird,

die dem Zeitgefühl künstlerische Form gibt, solange wir auf der Bühne nur über Zustände referieren und die fehlende dichterische Gestaltungskraft durch anklägerische Gesten ersetzen, so lange wird die erschreckende Öde der Produktion andauern. Und damit auch die permanente Verlegenheit der Theaterleitungen, wie der Ausgleich zwischen Tradition und Gegenwart zu schaffen sei. Die Verpflichtung zur Zeitgemäßheit um jeden Preis macht unkritisch und unselbständig. Immer noch gibt Berlin den Ton an; ist er auch oft falsch, er wird doch aufgenommen und weitergetragen. Aus Prestige Gründen. Aus dem Zwange zur Gefolgschaft. Dabei ist nirgends das Theater so enturzelt, so ratlos, so völlig ohne Richtung und Haltung wie augenblicklich in Berlin.

So ist Spielplangestaltung zu einem unstillen Suchen geworden, in dem Zufallstreffer die Lichtpunkte sind. Eine kulturelle Theaterpolitik, zumal in der Grenzprovinz, müßte anders aussehen. Sie müßte endlich den bewußten und entschiedenen Anschluß finden an die Grundgedanken einer gesamtschlesischen Kulturpolitik, wie sie in den letzten Jahren immer stärker sich herausgebildet haben. Auf allen Gebieten des schaffenden Kulturlebens drängt man zur Vereinheitlichung, zur Ausrichtung der Fronten, zum Zusammenschluß des Wesentlichen und Gemeinsamen. Das Theater lebt inmitten dieser Strömungen wie auf einer Insel. In der größten Provinzhauptstadt Deutschlands mit einem sehr ausgedehnten Hinterlande ohne konkurrierende Mittelpunkte lebt das Breslauer Schauspiel nur der Großstadt, pflegt ausschließlich großstädtische Probleme („Bork“ war eine seltene Ausnahme), kümmert sich nicht im geringsten um die Fragen und Forderungen des übrigen schlesischen Kulturraumes, der von der Lausitz bis an den Südrand der Sudeten und an die Oderquelle reicht. Ich meine nicht, daß man in Breslau „schlesisches“ Theater im stofflichen Sinne spielen müsse; aber deutsches Theater muß hier gespielt werden, das sich einfügt in die große kulturelle Grenzlandarbeit des schlesischen Stammes. Hier im Südosten des Reiches, wo in der von zwei Fremdvölkern gebildeten Zange die Waffen des Kulturkampfes immer scharf erhalten werden

müssen, hier darf die Bühne sich nicht mit binnendeutscher Sorglosigkeit einer Allerweltskunst hingeben. Sie hat ganz andere, eindeutige, besondere Aufgaben. Weit mehr als im übrigen Reiche hat sie die geistige Front des Deutschtums zu verstärken und sich in den Dienst der allgemeinsten kulturellen Lebensfragen des bedrohten schlesischen Raumes zu stellen.

Ein Spielplan, der aus dieser kulturellen Grenzlage heraus entwickelt wird, kann für fremdvölkische Kunst nur in Ausnahmefällen überragender Bedeutung Raum haben. Er kann auch nicht um jeden Preis „aktuell“ sein im Sinne einer unbedingten Gefolgschaft gegenüber der Zeitproduktion. Er verlangt Auslese und System in der Reinheit und Entschiedenheit deutscher Geisteshaltung und Kunstform. Von diesem kulturpolitischen Standpunkt aus zu wählen und Richtung zu halten, ist auch heute dem Theater durchaus möglich, Es bedarf nur einer willigeren Durchforschung der Tradition, wenn die Gegenwartsproduktion versagt. Wir verlangen von dieser Gegenwart zu viel; noch nie hat eine Epoche allein so viel Talente hervorgebracht, daß ihr Theater nur von Zeitgenossen leben konnte. Heute will man das fordern und sieht sich einer künstlich gezüchteten Masse von Durchschnitt gegenüber. Wir müssen loskommen von dieser falschen Zeitgemäßheit. Wir müssen die große Linie der deutschen dramatischen Dichtung bewußt wieder aufnehmen und dürfen nichts preisgeben, was zum ewigen Bestande gehört. Damit sind keineswegs nur die „Klassiker“ gemeint. Die unselige Konjunkturpolitik des Nachkriegstheaters hat es verschuldet, daß manches Neue frühzeitig „abgespielt“ war, was dauern konnte.

Spielplan in der Linie der deutschkulturellen Grenzlandpolitik: er bleibt Aufgabe für das Breslauer, für das schlesische Schauspiel. Unser Theater darf nicht unbeteiligt zusehen, wie ringsum die geistigen und künstlerischen Kräfte im ganzen schlesischen Raume sich nach den Forderungen der kulturellen Not gruppieren und mehr und mehr in Front stellen. Das Theater ist diesen Forderungen nicht weniger verpflichtet und muß mitarbeiten, sie zu erfüllen.

Hans Hermann Adler

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Das deutsche und das polnische Oberschlesien

Im Oktoberheft wurde an dieser Stelle eine Übersicht über die Entwicklung des deutsch-oberschlesischen Industriegebiets gegeben. Es scheint interessant und lehrreich, die damals getroffenen Feststellungen in Vergleich zu setzen zu den gegenwärtigen Verhältnissen in dem polnisch gewordenen Teil des früher einheitlichen Industriezentrums Südostdeutschlands. Auch heute noch sind jenseits der Grenze starke, deutsche wirtschaftliche Interessen vertreten. Doch nicht nur darum lohnt sich eine Beschäftigung mit

Ostoberschlesiens Eisenindustrie und Bergbau. Es ist in mancher Beziehung wichtig, zu wissen, wie man sich dort in der allgemeinen Krise behauptet, welche Wege man zur Förderung des Absatzes eingeschlagen hat.

Ganz allgemein kann man zunächst eine bedeutend stärkere Beschäftigung der ostoberschlesischen Werke feststellen. Daraus aber Schlüsse auf die Verfassung des polnischen Inlandsmarktes, auf die Konjunktur in Polen zu ziehen, wäre verfehlt.

Von der im Oktober in einer Menge von rund 2,7 Millionen Tonnen geförderten Steinkohle sind 1,16 Millionen Tonnen ins Ausland gegangen, das sind 42 Prozent des Gesamtabsatzes in der Zeit stärkster Bevorratung der Inlandsverbraucher. Den Sommer über war der Anteil des Exports noch bedeutend höher und kam auf fast 50 Prozent. Die Eisenindustrie arbeitet in noch höherem Maße für das Ausland. Seit Jahresbeginn hat vor allem Rußland große Bestellungen aufgegeben. Im ersten Halbjahr 1930 betrug der Export 110,5 Prozent des Inlandsabsatzes. Er war in einzelnen Zweigen der Metallindustrie noch bedeutend höher. So exportierte z. B. die Bismarckhütte sogar 86 Prozent ihrer Röhrenerzeugung. Erst in diesen Tagen wurde ein neuer Vertrag in Warschau abgeschlossen, der die Lieferung von Eisenprodukten im Werte von 70 Millionen Zloty vorsieht.

Diese starke Auslandskonjunktur hat trotzdem ein Absinken der Produktions- und Förderziffern auch in Polnisch-Oberschlesien nicht verhindern können. Die Kohlenförderung beträgt nur etwa 80 Prozent des Vorjahres, im deutschen Gebiet allerdings nur etwa 72 Prozent. Die Produktion von Walzwerkserzeugnissen hat infolge der starken Auslandsbestellungen zunächst noch eine Zunahme gegenüber dem Vorjahre aufgewiesen; dafür sank die Roheisen- und Rohstahlerzeugung. Sie wurde immerhin durch die steigenden Ziffern für Blech und vor allem für Walzeisen und Walzstahl wettgemacht. Ein wirklich empfindlicher Rückgang ist in der ostoberschlesischen Metallindustrie nur auf dem Gebiet der Röhrenfabrikation zu verzeichnen. Er beträgt über 30 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Trotz allem sind die Belegschaftsziffern der Eisenwerke nur von 33 000 im Januar auf etwa 31 000 um die Jahresmitte gesunken, was man allerdings zum Teil auf das Dazwischentreten des in Polen zum Leidwesen der Arbeitgeber noch immer amtierenden Demobilmachungskommissars zurückführt.

Wie kann man in Ostoberschlesien die starke Exportkonjunktur aufrechterhalten? Die von den Russen gestellten Lieferungs- und Zahlungsbedingungen sind nicht gerade einladend. In der Regel wird jetzt Kreditierung auf 18 Monate verlangt, und die dann gezahlten Preise sind auch nicht besonders hoch. Ohne fremde Unterstützung wäre die Eisenindustrie kaum in der Lage, solche Abmachungen zu treffen. Der Staat kommt ihr dabei zu Hilfe und diskontiert in der Regel direkt oder indirekt wenigstens die Hälfte der von den Russen gegebenen langfristigen Wechsel. Das übrige für die Produktion notwendige Kapital muß entweder aus dem Inlandsmarkt herausgewirtschaftet oder zu nicht gerade niedrigen Zinssätzen von den Banken genommen werden. Die Industrieverwaltungen erklären darum auch, daß sie eigentlich an dem Export kaum etwas verdienen.

Immerhin haben sie auf jeden Fall den einen Vorteil, daß sie ihre Betriebsanlagen wenigstens teilweise ausnützen können, und auch das bedeutet in der Kalkulation einen gewissen Gewinn.

Bei der Kohlenausfuhr liegen die Dinge ähnlich. Sie geht zum allergrößten Teil nach den skandinavischen Ländern, dann nach Ungarn und dem Balkan. Man erzielt dabei in der Regel zwar schnelle Bezahlung, aber die Preisfrage bildet hier seit langem eine große Sorge. In Skandinavien stößt man vor allem auf die englische Konkurrenz. Gegen sie kämpft man mit allen Mitteln und unter manchen Opfern. Vereinbarungen zwischen dem englischen und dem polnischen Bergbau sind trotz verschiedener Versuche und einer ausführlichen Konferenz im Januar in London noch immer nicht zustandekommen. England nimmt auf den umstrittenen Märkten vorläufig noch immer mit auf die Hälfte des früheren Niveaus gedrückten Preisen vorlieb, um die polnische Konkurrenz auszuhalten. — In den Sommermonaten war auch der im Gegensatz zu den nördlichen Märkten früher recht bequeme und ertragreiche Absatz nach dem Südosten stark gefährdet. Es machte sich in Ungarn und auf dem Balkan eine erhebliche deutsche Konkurrenz bemerkbar. Anfang November hat aber das Gleiwitzer Steinkohlensyndikat mit dem polnischen Syndikat ein Abkommen über den Export nach Ungarn und Österreich geschlossen. Man einigte sich auf eine Absatzquote von 84,5 Prozent für die polnische und 15,5 Prozent für die westoberschlesische Kohle, d. h., man hat den gegenwärtigen Stand auf längere Zeit stabilisiert.

Die polnischen Kohlenproduzenten versuchen, das, was sie im Norden nachlassen muß, auf dem Inlandsmarkt zu gewinnen. Erst neuerdings sind wieder die Händlerrabatte, die bei einzelnen Konzernen für den Großhandel bis zu 25 Prozent betragen, sehr stark gekürzt worden. Der Handel hat die dadurch entstehenden Mehrkosten zum Teil auf den Verbraucher abgewälzt. Man stellt mit einiger Erregung in Polen Kohlenpreiserhöhungen fest, nachdem hier der Inlandspreis schon seit langer Zeit bedenklich hoch lag und die Landwirtschaft sehr heftig dagegen Sturm lief. In Polen ist die Kohle nicht billiger als in Deutschland, obwohl hier die Lebenshaltungskosten und dementsprechend das Durchschnittseinkommen bedeutend niedriger sind. Trotzdem setzt der Bergbau weiterhin recht starke Hoffnungen auf vermehrten Inlandsabsatz. Das Land ist sicherlich noch aufnahmefähig, wenn es die Mittel aufbringen kann. Beträgt der deutsche Durchschnittsverbrauch 2,49 t Kohle pro Kopf der Bevölkerung, hatte man in Polen 1923 erst 0,8 t erreicht. Diese Ziffer ging in den Jahren bis 1926 sogar noch um 0,1 zurück, ist aber seit 1928, wo man bei 0,91 gelangt war, im Steigen begriffen.

Abgesehen von den Opfern, die der Inlandsmarkt zugunsten der Kohlenausfuhr bringen muß, wird diese durch den Staat mit allen möglichen Mitteln begünstigt und verbilligt. Von Ostoberschlesien nach der Ostseeküste, nach dem neu ausgebauten Hafen von Gdingen bei Danzig, gibt es sehr billige Ausnahmetarife. Seit langer Zeit ist eine direkte Kohlenbahn von Kattowitz nach Gdingen im Bau. Von ihr sind jetzt zwei Teilstrecken, nämlich die von Gdingen bis Bromberg und die von Neu-Herby (in der Nähe von Tschenschow) nach Zdzunkawola (auf der Strecke Kalisch—Lodz), eröffnet worden. Wenn man, wie es wahrscheinlich geschehen wird, in die Kohlenbahn die Strecke Bromberg—Hohensalza einbezieht, fehlen noch 140 km Bahnbau, bis die direkte Verbindung von Oberschlesien nach dem Seehafen hergestellt ist. Der größere Teil ist jetzt also gebaut, wenn auch vorläufig nur eingleisig. Und wenn man auch augenblicklich in Warschau nach neuen Auslandsgeldern für das Schlußstück der Linie sucht, wird man sie doch — zumal man mit ihr auch

gewisse politische und militärische Absichten verfolgt — in absehbarer Zeit fertigstellen.

Wenn man die Vorgänge im ostoberschlesischen Industrieviertel verfolgt, darf man nicht außer acht lassen, daß das Gebiet für Polen von fast noch größerer Wichtigkeit ist, als für Deutschland etwa Rheinland-Westfalen. Es wäre darum auch nicht ganz zutreffend, wollte man die Subventions- und Finanzierungsmaßnahmen, die der polnische Staat dem Revier angedeihen läßt, in direkten Vergleich mit dem setzen, was von deutscher Seite aus für Westoberschlesien geschieht. Immerhin ist es interessant festzustellen, daß die Forderungen, die aus Schlesien nach Berlin gehen, sich fast auf die gleichen Dinge beziehen, über die man zwischen Kattowitz und Warschau immer wieder verhandelt. Fraglich ist allerdings, ob Polen auf die Dauer die großen Opfer wird aushalten können, die es der Exportförderung zum Zwecke der Aktivierung seiner Handelsbilanz und der Beschaffung von Valuten zur Zeit bringt.

Darge.

Mitteilungen der Vereine

Tagung des Reichsverbandes bildender Künstler

Von besonderer Bedeutung für die gesamte Künstlerschaft Schlesiens war es, daß der Reichsverband Bildender Künstler Deutschlands seine diesjährige Tagung vom 24. bis 28. September in unserer Heimatstadt Breslau abhielt. Die Mitglieder- und Delegiertenversammlungen fanden an sämtlichen Tagen vormittags und nachmittags im Sitzungssaal des Landeshauses statt. Die zur Beratung gekommenen Fragen und die Referate erweckten in der Öffentlichkeit größte Aufmerksamkeit und weitgehendes Interesse. Delegierte aus allen Gauen Deutschlands wohnten den Verhandlungen bei, die von dem Vorsitzenden des Reichs-

verbandes, Prof. Hoehne-München, geleitet wurden. Weitgehendes Entgegenkommen der Behörden und der Stadt ermöglichte es, die von Sitzungen freien Stunden für die Gäste aus dem Reich in jeder Beziehung angenehm zu gestalten, ihnen durch Rundfahrten durch die Stadt deren bauliche Schönheiten zu zeigen und ihnen durch einen Empfangsabend durch den Magistrat im Schloß unvergeßliche Eindrücke zu schaffen. Zum Abschluß erfreuten sich die Tagungsteilnehmer bei einer gemeinsamen Autofahrt an den Schönheiten unseres Riesengebirges und den Kunstschätzen von Kloster Grüssau.

Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien

Der Kunstgewerbeverein begann seine dieswintlichen Veranstaltungen mit einer Besichtigung des Schloßmuseums und seiner Neuerwerbungen unter Führung von Direktor Professor Dr. Hintze am Sonntag, den 9. November. Die Führung soll, da sie sehr eingehend war und an diesem Tage nicht beendet werden konnte, im Februar fortgesetzt werden. Am 14. November fand die alljährliche Hauptversammlung mit der üblichen Tagesordnung (Jahres- und Kassenbericht, Entlastung des Vorstandes, Wahlen in den Vorstand und Ausschuß und Bewilligung des Kostenvoranschlags) im Kunstgewerbemuseum statt. In den Vorstand wurde an Stelle des auf seinen Wunsch ausscheidenden, treu bewährten Mitgliedes Fabrikbesitzer Walsch Fabrikbesitzer Will gewählt. Herr Walsch trat in den Ausschuß ein, in den außerdem Stadtrat Dr. Wolf an Stelle des ausgeschiedenen Stadtrats Dr. Fuchs gewählt wurde. Nach dem geschäftlichen Teil wurde unter Führung von Professor

Dr. Buchwald eine Ausstellung von Aquarellen von Professor R. Heyer im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums besichtigt, die Städtebilder und volkstümliche Bauten aus Schlesien in einer dem Künstler eigenen, sehr wirksamen Technik zeigen. Am 12. Dezember ist ein Vortrag von Dr. Schellenberg über „Schlesische Keramik in alter und neuer Zeit“ in Aussicht genommen. Am 16. Januar spricht der Intendant des Stadttheaters Herr Dr. Hartmann über „Regie und Bühnenbild der Neuzeit“ (mit Lichtbildern). Da ein größerer Interessentenkreis als gewöhnlich für den Vortrag zu erwarten ist, findet dieser ausnahmsweise im Mozartsaal der Hermannloge (Museumplatz) statt. Die Mitglieder haben freien Eintritt. Kurz vor Weihnachten wird die Verlosung von kunstgewerblichen Arbeiten stattfinden und am 15. Februar ein gemeinsam mit der Schülerschaft der Städt. Handwerker- und Kunstgewerbeschule veranstaltetes Winterfest im Frieberg.



Jugend und Heimat

Gemälde von
Käte Ephraim-Marcus

KINDER DICHTEN

Gertrud Willner, Lehrerin an einer Mädchen-Mittelschule in Kattowitz, hat Gedichte ihrer Schülerinnen zu einem als Manuskript gedruckten Bändchen vereinigt, dem wir folgende Proben entnehmen.

Die Wolke

Als ich neulich so im Grünen lag,
Und Verschiedenes träumte,
Zog ein Wölkchen hin,
Woraus ein Tropfen fiel.

Es fiel auf mein Gesicht,
Worüber ich erschrak,
Ich wischte mir dies Tröpfchen
Von meiner Backe ab.

Wilhelmine Lischenski, 13 Jahre.

Der Mond

Der Mond ist kalt und eisig
Ich möchte gern hinauf!

Doch wenn ich zu ihm fahre,
So frißt er mich noch auf.

Drum bleib ich doch zu Haus!

Lieselotte Bendziecha.

Ein Tag aus dem Leben des Schmetterlings Schnürbein

Als ich flog durch Tal und Höhe,
O, da gab es viel zu sehn.
In dem Rosengarten spielte
Ein gar lieblich Kind,
Und es schaute auf mich mild,
kleinen Schmetterling.

Als ich flog durch Tal und Höhe,
O, da gab es viel zu sehn.
In dem Wald auf einem Baum,
Saß ein Vögelein, ein Traum
Auf des Zweiges Saum.

Als ich flog durch Tal und Höhe,
O, da gab es viel zu sehn.
Auf der Wiese, zwischen Gras,
Saß ein kleiner Has',
Und er schaute froh mich an,
Dieser kleine Fratz.

C. Halfter, 10 Jahre.

Stammbuchvers

für meine Freundin Luise Gisder.
Liesel, wir wollen uns stets vertragen!
Kommst du einmal zu bösen Tagen,
So denk an mich, das sei dein Trost!
Der himmlische Saal, der ist riesengroß!
Da wollen wir bis in die Ewigkeit bleiben!

Herta Schnwitz.

Schlesisches Singspiel

Herzenswunsch

Im „deutschen Zuschauer“ von 1787, und zwar im sechsten Band, findet sich Seite 387 das folgende Bittschreiben an die Berlinische Kammer aus Hussinetz bei Strehlen:

Ihro Exzellenz Gnaden Gnaden,

Euer Gnaden Hochlöbliche Königliche Kammer!
Mein demütigstes Bitten vor Ew. Exzellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbliche Königliche Kammer um Erlaubnis zum Heiraten, wo ich schon einmal allhier gebeten habe unter dem Dato vom 8. Juni, und auch erhalten, wie allhier Abschrift lautet. Aber in Breslau bin ich zu lange aufgehalten, daß ich zu Dato nicht weiß, ob wird was draus werden, ob ich kann all dort was auswarten, — so bitte ich demütigst, Ew. Exzellenz und Gnaden Gnaden Hochlöbliche Berlinische Kammer, als ich im Armenrechte stehe, und habe schon ein Heiratsglück versäumt mit einer guten Feldwirtschaft, eine Jungfrau. Alljetzo bitte ich demütigst um Erlaubnis, daß ich kann drei Frau völker zu Ehefrauen heiraten, daß sie mich können ernähren und mit Leben erhalten.

Ich hoffe, daß dieses kann alles werden, weil der Patriarch Jakob auch hatte vier Weiber gehabt, und hat Gott den Allmächtigen nicht beleidiget, oben

drauf ist auch noch von Gott der erste Israel worden, und das auserwählte Volk Gottes worden, wie auch jetzo in den letzten Jahren der Welt, soll ein neuer Israel erstehen, und wo sieben Weiber ein Mann wird haben, wie auch Worte Gottes angezeigt haben, durch den Esaias Prophet im 4. Kapitel.

Ew. Exzellenz und Gnaden Gnaden, Hochlöbliche Königliche Kammer, bitte ich demütigst um Erlaubnis, daß ich kann drei Frau völker zu Eheweiber heiraten.

Wenzel Häuser,

wohnhaft in Husinatz bei der Stadt Strelle in Niederschlesien. 1783.

Schlesisches Jägerlatein

Bei einem Spaziergang im Wald trifft eine Dame aus der Großstadt, die ihre Ferien im Gebirge verbringt, den alten Förster. Sie kommt mit ihm ins Gespräch und fragt den Schweigsamen nach tausenderlei Dingen. Schließlich will sie wissen, wozu die Fichten (sie sagt natürlich „Tannen“) die schwarzen Ringe (die man bekanntlich aus Teer zum Schutz gegen Raupen um die Stämme legt) haben. Der alte Förster, des lästigen Fragens endlich müde, klärt sie auf: „Ju, sahn' Se“, sagt er ruhig, „do a ies fier a poar Wuchen dar Besitzer vo dam Pusche gestorben, an do hoan halt die Beeme Trauer.“

Luft Organe- und Tischnägel-Verfallungen

zu niedrigen Einheitspreisen

in den 4 Theatergemeinden der

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Oberpräsidium Albrechtstr. 32.

Anmeldung: Werktag 10—14 und 17—19 Uhr.
Mittwoch und Sonnabend 10—19 Uhr.

Das Schlesische Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume
wird demnächst in seinem 3. Jahrgang 1930/31 herauskommen.
Der vorliegenden Nummer der Schlesischen Monatshefte
liegt über das Jahrbuch ein Werbeblatt bei, das wir der
geneigten Beachtung unserer Leser empfehlen.

Lebhafter Meisenbetrieb

entwickelt sich jetzt im Garten und am Fenster, wenn es gelingt, die Sperlinge vom Futter abzuhalten. Eine sehr bewährte Erfindung, die wir warm empfehlen können, zeigt das diesem Heft beiliegende Flugblatt „Die Meisen und ihre Not“, das die Vogelschutzabteilung des Verlag Parus in Reinbek 15 kostenlos versendet.

Cosmus Flam:
Athanasius kommt
in die Großstadt
oder Die Tiergrube



Dieser Roman ist:

„Ein Zeitroman von großem Ausmaß, in dem spätere Geschlechter ein ernstes Menetekel sehen werden, das an die Wand unserer Zeit von Dichter- und Seherhand hingeschrieben wurde. Die ganze Komposition verrät hohen sittlichen Ernst, reife Lebenserfahrung, Geist und Poesie. *Bayrischer Kurier, München.*“

„Das Buch ist schlechthin groß, ist eine große, grandiose Vision oder Prophetie oder Gerichtssitzung über die moderne, von Gott und der Natur, von der Persönlichkeit und dem Geist abgefallene, zivilisierte Menschheit, die in Teilopa, dem Höhepunkt aller Zivilisation und Technik, sich eine Tiergrube und Hölle geschaffen hat. Und diese Vision ist nicht konstruiert, gekünstelt, sie ist geschaut, gewachsen, gibt lebendige Wirklichkeit und symbolisches Geschehen. Es ist großer exstatisch-apokalyptischer Atem in dem Roman, und wir hoffen, daß neuer Impuls davon ausgeht, sich gegen die Entseelung und Vermassung der Menschheit zu stellen.“

Vom frohen Leben, Berlin

„... erfüllt von glänzender Phantasie, romanhafter Spannung und innerlich beseelt von einem leidenschaftlichen Zukunftswillen und Ewigkeitsglauben. Ein überaus zeitgemäßes Buch. Es zeigt, was ist, grimmig ablehnend, und was sein soll und kommen muß, prophetisch fordernd.“

Preussische Jahrbücher, Berlin.

„Selten ist die Dämonie gottfremden und selbststolzen Menschentums erschütternder geschildert worden.“

Prälät Kaas, M. d. R.

376 S. In Leinen gebd. RM. 6.—. In allen Buchhandlungen. Prospekt kostenlos. Bergstadtverlag, Breslau.

Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des südostdeutschen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Szobrod

Verlag Oppeln, Eichendorffstr. 14

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-schle-sischen Kultur- und Bildungsfragen beschäftigt, kann achtlos am ‚Ober-schlesier‘ vorübergehen.“

*

Kritik

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesi-schen Kunstlebens betrach-tet die Schlesi-sche Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Wünsche

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesi-schen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Themen

Kritiken in der Schlesi-schen Zeitung sind von jeher als besonders sach-kundig u. tief-schürfend anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesi-sche



Zeitung

Verlag Wilh. Gottl. Korn

Breslau 1 — 189. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,80

Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,20

einschließl. der Wochenbeilage Schlesi-sche Illustrierte Zeitung



